



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ihr Einsatz war das Leben, und sie gewannen den Tod!

Dämonen-Bingo

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 130



Dämonen-Bingo

John Sinclair Nr. 316

von Jason Dark

erschienen am 24.07.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Dämonen-Bingo

Der Mann sprang so rasch von seiner Pritsche hoch, daß ich zu keiner Gegenwehr kam. Die beiden Hände tauchten vor meinem Gesicht auf, fächerten auseinander, und einen Augenblick später spürte ich sie am Hals. Sie drückten zu!

Zehn harte, schweißverklebte Finger mit einer unwahrscheinlichen Kraft. Ich bekam nicht die Chance, Luft zu holen und wurde auch zurückgepreßt, wobei mich erst die Wand stoppte.

Allmählich dämmerte mir, daß der andere mich umbringen wollte. Dagegen hatte ich etwas, riß mein Knie hoch, traf ihn auch empfindlich, doch er störte sich nicht daran. Der steckte den Treffer einfach weg…

Hätte man mich nicht auf diese heimtückische Art und Weise angegriffen, ich hätte gestaunt, so blieb mir keine Zeit mehr, und ich kümmerte mich um die Würgehände.

Die Finger lagen an der Rückseite des Halses. Wenn ich die Hände lösen wollte, mußte ich dort zupacken.

Meine Arme schleuderte ich in die Höhe, drückte sie über die Schultern und spürte die anderen Hände unter meinem Griff. Meine Finger wanderten weiter, ertasteten die anderen, und ich fand genau das, was ich suchte.

Mein Gegner schrie plötzlich so laut, daß mir beinahe das Trommelfell geplatzt wäre.

Es war die Reaktion auf meinen Griff gewesen, den ich hatte einsetzen müssen, um die Würgeklammer am Hals zu losen.

Mit dem Schrei löste sich auch der Griff. Die Arme wurden vorgezogen, Hände hieben auf meine Schultern, der Mann taumelte zurück und bekam von mir einen harten Stoß, der ihn auf seine Pritsche katapultierte. Es wurde eine unsanfte Landung.

Ich hörte von außerhalb der Zelle die Geräusche hastiger Schritte, ein Schlüssel bewegte sich im Schloß, und bevor die Tür noch geöffnet wurde, rief ich dem Wachpersonal draußen zu, daß alles in Ordnung war.

Der Mann hockte auf der Pritsche. Er hieß Kid Larson und war noch so verflucht jung.

Verflucht deshalb, weil er mit seinen zwanzig Jahren schon in die Hände des Satans geraten war. Ob das alles so genau stimmte, wollte ich herausbekommen, deshalb war ich zu diesem Gefängnis gefahren und hatte ihm einen Besuch abgestattet.

Während ich mir meinen schmerzenden Hals rieb, schaute ich mir den Knaben an.

Er trug nur ein graues Netzunterhemd und eine Hose ohne Gürtel.

Man hatte befürchtet, daß er auf dumme Gedanken kommen würde und dementsprechend vorgebeugt.

Sein Gesicht glänzte. Der Mund stand offen, Speichel rann hervor und floß über die Unterlippe. Der Blick war nicht normal, er besaß auch keinen irren Ausdruck, sondern einen anderen, den ich kaum erklären konnte.

Besessen vielleicht?

Ja, das war es. Dieser Mann war von einer gewissen Besessenheit gezeichnet, und die kam nicht von ungefähr. Um den Grund herauszufinden, war ich gekommen.

Man hatte mich alarmiert, weil Kid Larson in seiner Zelle herumtobte und nach dem Teufel schrie. Der Höllenherrscher war für ihn das Allerhöchste. Er flehte ihn um Hilfe an, und der Teufel sowie alles, was damit zusammenhing, war ja ein Gebiet, das mich interessierte.

Deshalb war ich so rasch wie möglich gefahren.

Kid Larson hatte ich noch nie gesehen. Die Eltern stammten aus Schweden, das hatte man mir erzählt, bei einem kurzen Gespräch mit dem Wachpersonal.

Die Zelle besaß wirklich nur diese Pritsche. Sie war so fest im Mauerwerk verankert, daß sie auch ein Herkules nicht hätte herausreißen können, geschweige denn ein Mensch, der einen Selbstmordversuch unternehmen wollte.

Kid Larson saß. Nur allmählich beruhigte sich sein Atem. Seine Augen waren rot geädert. Er stierte mich an, und ich sah, wie er seine Arme rechts und links seines Körpers auf die Pritsche drückte, um sich in die Höhe zu stemmen.

»Laß es!« warnte ich ihn.

Er grinste. Dabei fuhr er mit gespreizten fünf Fingern durch sein hellblondes Haar. »Was soll das?« fragte er. »Ich habe dich nicht gerufen. Wer bist du?«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Kenne ich nicht.«

»Ich komme von Scotland Yard.«

Er begann zu kichern. »Und was willst du hier, Mann?«

»Mit dir reden.«

Er schüttelte den Kopf und klatschte seine Würgehände gegeneinander. »Mit mir gibt es nichts zu bereden. Hast du verstanden?«

»Vielleicht doch.«

»Ich spreche nicht mit Bullen.«

Ich verdrehte die Augen und schaute gegen die graugrün gestrichene Decke. »Es geht auch nicht um mich oder um dich, Kid, sondern um einen anderen.«

»Ach so. Um wen denn?«

»Um den Teufel!«

Für einen Moment saß er starr. Ich behielt ihn genau im Blick und erkannte auch, daß sich seine Augen zu Sicheln verengten. »Wieso willst du mit mir über den Teufel reden?«

»Du kennst ihn doch, nicht wahr?«

»Jeder kennt den Teufel.«

»Möglich, aber nicht jeder hat das erlebt, was du hinter dir hast, Kid Larson.«

Sein Blick nahm einen anderen Ausdruck an. Er richtete sich nach innen und schien plötzlich meilenweit entfernt zu sein. »Ja«, erwiderte er leise. »Es stimmt. Ich kenne den Teufel sehr gut, er ist mein Freund.«

»Das geht nicht. Der Satan kann nicht der Freund eines Menschen sein. Er wird es auch nie werden, solange die Welt besteht.«

»Das stimmt nicht, Bulle. Ich habe das Gegenteil erlebt. Ich habe einen Blick in sein Reich werfen können. Es war herrlich, kann ich dir sagen. Einfach wundervoll.«

»Und was war die Gegenleistung?«

»Nichts…«

Ich lachte ihn an und gleichzeitig aus. »Kid Larson, du kannst mir nicht erzählen, daß der Teufel etwas ohne Gegenleistung hergibt. Das wäre wider alle Erfahrungen. Nein, mein Lieber, der Satan hat dich längst in den Klauen und dich beeinflußt…«

»Er ist mein Freund.«

So kamen wir nicht weiter. Kid war verbohrt, und ich konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. Schließlich kannte ich die Raffinesse des Satans. Ich hatte sie am eigenen Leibe oft genug verspüren müssen, aber ich konnte mich dagegen wehren.

Kid Larson dagegen war zu einem Opfer geworden.

»Wie bist du denn an ihn gekommen?« fragte ich, Larson hob den Blick. »Ich kann deine Neugier verstehen, aber ich verrate dir nichts. Der Satan hat mich zum Stillschweigen verdonnert.«

»Und wenn nicht?«

»Wird er mich vernichten. Er ist gerecht.«

Diese Philosophie ging mir gehörig gegen den Strich. Der Satan und gerecht. Ein Wesen, das nur auf seinen Vorteil bedacht war, konnte nicht gerecht sein. Niemand war gerecht.

Das sagte ich Kid Larson auch.

»Was weißt du schon von der Hölle und all ihren Schönheiten?«

»Vielleicht mehr, als du denkst, mein Junge. Deshalb bin ich ja gekommen, um mit dir über meinen alten Freund, den Teufel, zu reden.«

»Er ist dein Freund?« fragte mich Kid.

Ich wiegte den Kopf. »Sagen wir mal so. Wir sind alte Bekannte und haben uns hin und wieder das Leben schwergemacht.«

»Er hat dich nicht vernichtet?« Die Frage klang erstaunt.

»Wie du siehst, nicht.«

Kid verzog das Gesicht. Hastig leckte er über seine dicken Lippen.

»Bist du etwas Besonderes, oder stehst du auf seiner Seite?«

»Vom ersten ein wenig.«

»Wieso?«

»Ich bin ein Gegner, das will ich dir ehrlich sagen. Und ich kann es dir auch beweisen.« Bei diesen Worten hatte ich bereits zwei Finger in den Ausschnitt meines Hemdes gesteckt, die Kette angefaßt und zog sie hervor, zusammen mit dem silbernen geweihten Kreuz, das nun offen hing und von dem Mann betrachtet werden konnte.

Er starrte es an.

Seine Augen waren dabei groß geworden. Ich las den Unglauben in

seinen Pupillen, und ich merkte, wie es in ihm arbeitete. Der Anblick des Kreuzes mußte gegen seinen höllischen Glauben gehen, und dies zeigte er mir auch, indem er auf der Pritsche so weit zurückrutschte, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß.

»Was willst du damit?« Seine Stimme glich schon einem Keuchen.

»Ich wollte dir meine persönliche Antwort auf die Hölle geben.«

Er schüttelte den Kopf. Wieder fuhr er sich hastig durch die Haare.

»Nein, verdammt, nimm es weg. Nimm das verfluchte Kreuz weg. Ich kann und will so etwas nicht sehen.«

»Ich werde es behalten, und ich werde dich unter seinem Zeichen nach dem Teufel fragen. Du wirst mir eine Antwort geben, Kid Larson, denn das Kreuz ist stärker als dein Freund, der Teufel. Es war schon immer stärker, und es wird auch so bleiben. Hast du verstanden?«

»Ja…«

»Dann richte dich danach.«

Plötzlich sprang er hoch und hüpfte auf die Pritsche. Breitbeinig baute er sich dort auf und streckte mir seine Arme entgegen.

»Laß es!« schrie er. »Laß es, verdammt!«

»Weshalb?«

»Nimm es weg. Ich habe es hassen gelernt. Der Teufel hat mir gesagt…« Er verschluckte sich und begann zu husten.

»Was hat er dir gesagt?«

»Nichts, nichts…«

Ich ging einen Schritt vor. »Doch, ich will wissen, was dir der Teufel gesagt hat und was du gesehen hast. Bist du einer seiner Diener geworden, Kid Larson?«

»Ja, ich…«

Ich mußte jetzt am Ball bleiben. Der Junge tat mir leid, aber er war besessen, der Satan hielt ihn in den Klauen, und ich konnte mir vorstellen, daß Asmodis einen bestimmten Plan verfolgte, wenn er den Diener wieder aus der Hölle entließ. Kid sollte etwas für ihn unternehmen, in seinem Namen agieren, und das mußte ich stoppen.

Wehret den Anfängen, so hat es mal jemand geschrieben. In diesem Augenblick besaß der Satz für mich eine besondere Gültigkeit.

Ich machte noch einen Schritt in seine Richtung.

Er kam nicht weg, obwohl er fieberhaft nach einem Ausweg suchte, denn sein Blick glitt durch die Zelle. Er erfaßte die Wände, vor allen Dingen die Tür, doch davor stand ich und würde ihn auf keinen Fall vorbeilassen.

Hätte er in die Wand hinter sich kriechen können, so wäre dies sicherlich geschehen. Das konnte er aber nicht, so preßte er sich hart dagegen, während er immer nur den Kopf schüttelte, die Arme ausgestreckt hielt und die Handflächen gegen das Mauerwerk gedrückt hatte.

Ich erreichte die Pritsche. Meinen Arm hielt ich nach wie vor nach vorn gestreckt. Wenn Kid Larson es wollte, konnte er das Kreuz auch berühren.

Er wollte natürlich nicht.

Dafür geschah etwas anderes. Kid Larson hob ab!

Auch ich wurde überrascht. Damit hatte ich im Traum nicht gerechnet.

Ich ahnte auch nicht, daß die höllischen Kräfte in ihm so stark waren, daß der Satan ihn manipulieren konnte und ich mir wie in einem Gruselfilm vorkam.

Vor meinen Augen schwebte er in die Höhe.

Das Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Kid erinnerte mich an eine lebende Leiche, hob gleichzeitig seine Arme so weit an, daß sie eine waagerechte Verlängerung seiner Schultern bildeten.

Ein Zittern lief durch seinen Körper. Ich schaute noch einmal nach unten, um sicherzugehen, daß ich keiner Täuschung erlegen war.

Nein, es stimmte.

Dieser junge Mann vor mir berührte mit seinen Füßen nicht mehr das harte Holz der Pritsche.

Er schwebte…

Und er stand nicht still, sondern wurde von einer für mich nicht faßbaren Kraft in die Höhe gedrückt und damit der Decke entgegen.

Eine Handbreite nur mehr war er entfernt. Ich war gespannt, ob er nun zum Stillstand kommen würde, das geschah nicht, denn sein Körper wurde im rechten Winkel und um genau 90 Grad in die Höhe geschoben. Seine Beine erreichten die Decke. Dort blieben sie und widerstanden den normalen physikalischen Gesetzen der Schwerkraft.

Es war unwahrscheinlich. So etwas hatte selbst ich noch nicht erlebt.

Konnte ich etwas dagegen tun?

Nein, er blieb weiter oben. Ich hätte es mit dem Kreuz versuchen können, aber ich wollte sehen, wie sich die Sache entwickelte. Die Kräfte des Teufels spielten mit ihm. Obwohl ich den Satan nicht sah, wußte ich, daß er sich in der Nähe aufhielt, allein durch diesen jungen Mann, der in dessen Klauen geraten war.

Ich beobachtete weiter.

Kid Larson schwebte nur unter der Decke. Seinen Körper hatte er drehen müssen, so daß er mit dem Rücken die Decke berührte und nach unten schauen konnte.

Er starrte mich an.

Auch ich sah in sein Gesicht.

Es gehörte einem Menschen, aber die Macht des Teufels zeichnete sich in seinen Zügen ab.

»Das Kreuz!« schrie er. »Nimm es weg, verdammt! Ich will es nicht mehr sehen!«

»Ich hole dich da runter«, erklärte ich. »Der Teufel ist mein Feind. Ich werde nicht zulassen, daß er einen Menschen wie dich behalten kann. Er darf überhaupt keinen bekommen.«

»Hör auf, du…«

Vielleicht hatte er noch etwas hinzufügen wollen, aber seine Stimme ging in einem Gurgeln unter. Vor seinen Lippen sprühte der Speichel, und plötzlich nahm dieser eine giftgrüne Farbe an.

Dann schrie er mich an.

Es waren keine Worte, die er mir entgegenschleuderte, sondern wilde, unkontrollierte Schreie, dazwischen vernahm ich bösartige, haßerfüllte Beschimpfungen und konnte nichts anderes tun, als den Mund zu halten.

Ich hütete mich, ihn mit dem Kreuz zu berühren, das hätte unter Umständen seinen Tod bedeutet. Ich wollte dem Satan diesen Menschen entreißen, dazu brauchte ich Geduld.

Die Luft in der schmalen Zelle hatte einen anderen Geruch angenommen. Sie war scharf, irgendwie beißend, und trug die Ausdünstungen eines Menschen, wobei der Schweißgeruch bei weitem überwog.

Die Kleidung klebte auf meiner Haut, jenseits der Tür hörte ich Stimmen, aber die Wächter trauten sich nicht, die Zelle zu betreten.

Das wollte ich auch nicht.

Die zahlreichen grünen Speichelbläschen zerplatzten vor den Lippen des unter der Decke hängenden jungen Mannes.

Mein rechter Arm schnellte vor. Ich hielt das Kreuz so, daß es von einem Speicheltropfen getroffen werden konnte.

Kaum hatte der Tropfen Kontakt, als das Kreuz genau an der Stelle aufzischte.

Ein Qualmfaden schob sich zitternd in die Höhe, mehr geschah nicht, für mich ein Beweis, daß in dem Mann tatsächlich die Kräfte der Hölle wohnten.

Ich hob die Hand mit dem Kreuz. Wenn ich mich streckte, mußte ihn das Kruzifix erreichen.

Wieder brüllte er mich an. Diesmal hörte ich aus seinen Worten sogar ein haßerfülltes Flehen. Seine Augen waren zu Kugeln geworden. Sie rollten in den Höhlen, und Sekunden später griff sein Herr und Meister abermals ein.

Ich bekam eine schaurige Demonstration seiner höllischen Macht geliefert, etwas, das mich sehr erschreckte.

Der Mann an der Decke verschwand.

So einfach möchte ich es zunächst einmal ausdrücken. Dennoch bekam ich kugelrunde Augen, als ich feststellen mußte, daß Kid Larson keinen rechten Fuß mehr besaß.

Er war weg.

Und auch den linken Arm sah ich nicht mehr.
Ebenfalls die rechte Hüfte. Wo sie gesessen hatte, befand sich im Körper ein nierenförmiger Einschnitt.
Ein unheimlicher, für mich nicht erklärbarer Vorgang, denn auch die Schultern an der linken Seite wurden in Mitleidenschaft gezogen.
Ein menschliches Puzzle bot sich meinen Blicken.
Ich trat unwillkürlich zurück, denn dieser Anblick hatte mich tief getroffen.
Das war einfach unfaßbar. Über mir schwebte ein Mensch, der nur mehr die Hälfte seines Körpers besaß, da alles andere verschwunden war.
Wirklich weg!
Ein grelles Lachen drang aus Kid Larsons Mund. Sein Gesicht war noch vorhanden, bis zu dem Augenblick, als ich hochschaute.
Da befand es sich an einer anderen Stelle, denn ich hörte das Lachen von der Tür her.
Sofort kreiselte ich herum.
Die Haut auf meinem Rücken zog sich zusammen, denn über der Tür sah ich seinen Kopf. Links daneben, vielleicht zwei Yards entfernt, erkannte ich einen Teil der Schulter, direkt an der Decke ein Bein und in entgegengesetzter Richtung sogar den linken Arm.
Die Kräfte der Hölle hatten den Menschen auseinandergerissen und ihn dennoch am Leben gelassen. Der Kopf, der über der Tür schwebte, sprach sogar zu mir.
»Ich habe ihm gedient, Bulle, ich werde ihm immer dienen. Wer einmal die Schönheiten der Hölle gesehen hat, kommt nie mehr davon los. Der ist eingenommen…«
»Nein, geblendet!« schrie ich.
»Das sagst du, aber ich vertraue auf den Teufel. Er hat mir Schutz gegeben, er wird mich einsetzen…«
Das Kreuz wurde warm.
Ich schaute es an seinen vier Enden an und sah dort das heftige Pulsieren. Es mußte einfach reagieren, wenn es mit einer solchen Konzentration höllischer Macht konfrontiert wurde.
Ich hatte es nicht einmal zu aktivieren brauchen, es spürte von selbst die beklemmende Gefahr, die auch mich allmählich umgarnte.
Das Gesicht über der Tür verzerrte sich. »Du verdammter Bulle!« spie mir der andere entgegen. »Du wirst es nicht schaffen. Der Teufel ist stärker. Er kann nicht schwächer sein, er kann nicht…«
Mich traf der Schlag.
Für eine nicht erfaßbare Zeitspanne änderte sich alles um mich herum.
Ich wußte mit einemmal nicht mehr, wo ich mich befand. Wo war der Boden, wo oben und unten? Ich schwebte in einem Vakuum aus

Licht und weißmagischer Energie.

Der Satan hatte einfach überzogen, das Kreuz stemmte sich dagegen, und Kid Larson geriet zwischen die Mahlsteine von Licht und Schatten.

Er wurde aufgerieben.

Ich sah ihn wieder, als alles vorbei war.

Da lag er auf dem Boden. Als Mensch?

Beim ersten Hinschauen bestimmt. Er war auch nicht mehr zerrissen, nur etwas hatte sich geändert.

Kid Larson lebte nicht mehr.

Sein Kopf stand so seltsam vom Hals ab. Für mich gab es nur eine Erklärung. Er hatte sich das Genick gebrochen, wobei der Satan wohl nicht ganz unschuldig war.

Ich holte noch einmal tief Atem, bevor ich mich bückte und ihn genauer untersuchte.

Nein, da war nichts mehr zu machen. Ich konnte ihm nicht helfen.

Er war am Ende seines Lebens angelangt. Und er war nicht in Frieden gestorben, denn der Ausdruck in seinen gebrochenen Augen ließ auf Schmerz, Angst und Hoffnungslosigkeit schließen. Kid Larson, ein Zwanzigjähriger, hatte an die falsche Seite geglaubt. Wenn die Hölle einen Diener nicht mehr brauchte, ließ sie ihn fallen oder schaltete ihn gnadenlos aus.

Ich erhob mich, ging zur Tür und klopfte dreimal gegen das mit Metall verstärkte Holz. Es war das Zeichen, daß ich mit den Beamten abgemacht hatte.

Mir wurde geöffnet. Ich schaute in das bärtige Gesicht des Oberaufsehers Gannon.

»Und?« fragte er mich.

Einen Schritt trat ich zur Seite, damit Gannon in die Zelle schauen konnte.

Der Mann erschrak und wurde bleich. »Ist er tot?« fragte er mit heiserer Stimme.

»Ja.«

Es dauerte Sekunden, bis er sich gefangen hatte. Langsam nur hob er den Kopf. Danach schaute er mich an. Er sprach dabei kein Wort, dennoch konnte ich die Gedanken in seinem Gesicht ablesen. Es lag ja auf der Hand, was er vermutete.

Ich war mit dem Gefangenen allein in der Zelle gewesen, und normalerweise hätte ich nur als dessen Mörder in Betracht kommen können. Schließlich waren die Schreie des Mannes gehört worden.

So etwas ließ sogar auf eine Folter schließen, und daran schien der Beamte in diesem Moment fest zu glauben.

Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid«, sagte ich. »Aber es ist nicht das gewesen, was Sie denken.«

»Wieso, Sir? Ich…«

»Schauen Sie sich mal im Spiegel an, mein Lieber, dann wissen Sie alles. Noch einmal, ich war es nicht.«

»Na… natürlich, Sir.«

Wahrscheinlich glaubte er mir nicht, das war mir egal. Ich drückte mich an ihm vorbei. Im Zellengang warteten zwei weitere Beamte.

Sie sahen sehr kräftig aus und wurden mit ihren Gefangenen gut fertig, wenn diese randalierten.

Die beiden Männer schauten mich an. Wahrscheinlich hatten sie mitbekommen, was passiert war, doch sie gaben keinen Kommentar. Es war auch besser so, denn in diesen Augenblicken fühlte ich mich verdammt mies.

Ich wußte, wo der Aufenthaltsraum des Wachpersonals lag. Ihn betrat ich, sah einen Kaffeeautomaten und fand auch eine noch saubere Tasse ohne Griff. Einen Kaffee konnte ich jetzt vertragen. Mit der Tasse in der Hand setzte ich mich an den Tisch und schaute auf den kleinen Monitor, der nicht weit entfernt stand. Das Bild zeigte Gefängnisstilleben: kahle Gänge, Treppen, Türen. Alles sehr deprimierend. Wer hier saß, war vergessen.

Ich hatte ein wenig Mitleid mit den Gefangenen, denn schon mehrmals hatte ich freiwillig in einem Gefängnis gesessen, weil mich ein Fall dorthin geführt hatte.

Während ich den Kaffee trank, kam Gannon, nahm seine Mütze ab und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

Wir schauten uns an.

»Ich… ich will nicht an Ihnen Kritik üben, Sir, aber wir müssen trotz allem ein Protokoll aufnehmen. Das ist nun mal die Vorschrift, und ich habe …«

»Nein, Mr. Gannon, ein offizielles Protokoll werden wir nicht brauchen. Ich sorge dafür.«

Der Mann begriff mich nicht. »Es wird eine Untersuchungs-Kommission erscheinen…«

»Sie wird nicht kommen.«

»Können Sie das denn einfach so abblocken?«

»Gannon«, erklärte ich eindringlich. »Ich bin nicht der Mörder dieses Mannes. Ich habe ihm nicht das Genick gebrochen. Verstehen Sie das?«

»Ja, Sir, Sie haben laut und deutlich gesprochen. Aber wer war es dann? Es gab keinen dritten in der Zelle.«

»Doch!«

Gannon zuckte zurück. Sein Blick wurde lauernd. »Das müssen Sie mir erklären.«

»Es gab einen dritten«, erwiderte ich. »Und zwar den Teufel! Er hat Kid Larson umgebracht, so unverständlich es auch für Sie sein mag, es

ist eine Tatsache.«

Er glaubte mir nicht. Ich konnte es von ihm nicht verlangen. Er schüttelte nur den Kopf, holte eine Packung Zigaretten hervor und klemmte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen. Ohne es anzurauchen, sagte er: »Das kann ich Ihnen nicht glauben.«

»Verstehe ich sogar. Dennoch ist es genau so, wie ich es gesagt habe.«

»Und dann?«

»Wieso?«

»Wie kann der Teufel…« Er schlug auf den Tisch. »Ach verdammt, ich komme da nicht mit.«

»Es ist vielleicht besser so, Mr. Gannon.«

Jetzt zündete sich der Mann das Stäbchen an. »Nein, zum Henker«, sagte er, »den Teufel gibt es nicht. Es kann ihn überhaupt nicht geben.«

»Und doch existiert er.«

Gannon legte die Stirn in Falten. Durch die Nasenlöcher ließ er den Rauch ausströmen. »Ich weiß, Sir, daß Sie einen besonderen Job bei Scotland Yard ausüben. Einzelheiten kenne ich natürlich nicht. Aber meinen Sie nicht auch, daß das, was Sie mir hier gesagt haben, ein wenig übertrieben ist oder klingt?«

»Keineswegs.«

»Ich kann es nicht glauben.«

»Es ist sogar verständlich. Lassen wir das Thema und kommen zu dem Toten. Was war er für ein Mensch?«

Gannon schaute mich überrascht an. »Wie meinen Sie das?«

»Welchen Background hatte er?«

»Keinen guten. Er stammte aus einer Clique.«

»Welcher Art?«

»Kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe kaum mit ihm gesprochen. Außerdem konnten sie mit dem nicht normal reden. Er schrie nur nach dem Teufel und sprach von einer schrecklichen Höllenrache, die uns widerfahren würde. Aus dem bekamen Sie wirklich kein normales Wort heraus, das können Sie mir glauben.«

»Weshalb haben Sie mich angerufen?«

»Das war ich nicht. Ich gab Scotland Yard Bescheid, da wir die Kontrolle über ihn verloren hatten.«

»Warum lieferte man ihn nicht in eine normale Anstalt? Das wäre vielleicht besser gewesen.«

»Er hatte doch ein Verbrechen begangen.«

»So?«

Gannon lachte. »Wissen Sie das denn nicht, Mr. Sinclair?«

»Nein. Ich sagte Ihnen schon. Nach dem Anruf bin ich sofort losgefahren, um mir die Sache anzusehen.«

»Er wollte jemand töten. Ein junges Mädchen, soviel ich weiß. Mit

einem Messer ging er auf die Kleine zu und schrie etwas von einem Blutopfer oder so ähnlich…«

»Wie hieß das Mädchen?«

»Keine Ahnung. Da müssen Sie die Kollegen fragen, die den Fall untersucht haben.«

»All right, das werde ich auch. Sonst gab es nichts Ungewöhnliches über ihn zu berichten?«

»Nicht, daß ich wüßte. Wie gesagt, er befand sich in seiner Zelle und schrie ununterbrochen nach dem Satan und wie toll der doch wäre und er sich auf ihn verlassen könnte.«

»Ich danke Ihnen.«

»War das alles?«

»Zunächst ja. Das heißt, im Augenblick, ich möchte nur eben telefonieren.«

»Bitte.«

Der Apparat stand in greifbarer Nähe. Ich nahm den Hörer ab und wählte die Nummer von meinem Büro. Suko wollte ich haben. Glenda Perkins, unsere gemeinsame Sekretärin, meldete sich.

»Ach, du bist es«, sagte sie.

»Hast du mit deinem Freund gerechnet?«

Glenda lachte ein wenig dunkel. »Spreche ich denn nicht schon mit ihm?«

»Laß das nur keinen anderen hören.«

»Ist ja niemand da.«

»Auch Suko nicht?«

»Nein, er hat den Raum verlassen. Soll ich ihm etwas ausrichten?«

»Wäre nicht schlecht.« Ich erklärte Glenda in Stichworten, was geschehen war. Wie ich sie kannte, machte sie sich jetzt Notizen, um alles parat zu haben, wenn Suko zurückkehrte. »Und sag ihm bitte noch, daß er unbedingt auf mich wartet.«

»Mach ich, John.«

Nach einem kurzen Gruß legte ich auf und erhob mich. »Sie werden alles weitere noch hören. Wahrscheinlich wird sich meine übergeordnete Dienststelle mit Ihnen in Verbindung setzen, Mr. Gannon.«

»Meinetwegen. Hauptsache, daß ich keinen Ärger wegen der Sache bekomme. Todesfälle im Knast sind immer unangenehm und ziehen einen Rattenschwanz an Untersuchungen hinter sich her.«

»Ich weiß.«

Gartnon begleitete mich noch über den Hof. Ein düsteres Karree, in dem man trübsinnig werden konnte. Wer hier einsaß, war wirklich von der Umwelt abgeschnitten.

Über dem Hof stand der klare Märzhimmel. In den letzten beiden Tagen war es warm geworden. Eine prächtige Sonne brachte den

ersten Frühlingshauch nach London, auch wenn es in den Nächten noch immer starken Frost gegeben hatte.

Meinen Bentley hatte ich auf dem Gefängnisgelände geparkt. Der Wagen besaß vier nagelneue Reifen. Die hatten sein müssen, weil die anderen von dämonisch beeinflußten Vögeln zerhackt worden waren. [1]

Das Stahltor glitt auf. Ich winkte Gannon noch einmal zu und rollte in die Freiheit.

Wohl war mir nicht. Noch immer dachte ich über die schreckliche Szene in der Zelle nach. Der Teufel hatte wieder einmal seine Macht bewiesen und einen grausamen Plan ausgeheckt.

Hoffentlich konnten wir ihn zerstören…

***

Sie hieß Sena, war »in«, gab sich lässig, trug nur die irreste Mode, tat arrogant, war dennoch unsicher und bezeichnete sich selbst als *Rating Girl.*

Man konnte auch Motorradbiene sagen oder Rockerbraut.

Sena gehörte zu der Gruppe von jungen Leuten, die am Abend den Bär los ließen, Dampf machten, hin und wie der Terror oder Putz und noch nie direkt erwischt worden waren.

Manchmal, da machten sie auch Musik.

Heißen, fetzigen Rock. Jetzt war ja Breakdance »in«, doch damit hatten sie es nicht. Sie hielten sich lieber in der Rock- und Pop-Szene auf und mischten dort mit.

Zu fünft waren sie.

Sena, das einzige Mädchen.

Es folgte Slick, der Rockerboß. Hinzu kam Pigeye Benson, außerdem waren Mario Melana und Kid Larson dabei.

Das also war die Gruppe.

Einen Namen hatten sie sich nicht gegeben. Sie trafen sich nur und lebten in den Tag hinein.

Bis zu dem Zeitpunkt, als Kid Larson mit einer Sache herausrückte, die ihnen zu Beginn Angst einflößte. Als sie jedoch näher darüber nachdachten, fanden sie es irre.

Es drehte sich um den Teufel!

»Weshalb soll man nicht mit ihm in Kontakt treten?« hatte Kid gefragt und sie dabei angelacht.

Die anderen vier lachten Kid aus, weil sie ihn für einen Spinner hielten, ließen sich dennoch überzeugen, und Kid nahm die Sache in die Hand. Was er alles getan hatte, wußten sie nicht. Er traf sich nur noch sporadisch mit ihnen.

Eines Tages verabschiedete er sich. Als er nach seinem Ziel gefragt wurde, erklärte er, daß der Teufel ihn eingeladen habe, sich einmal

die Hölle anzuschauen.
Seit dieser Zeit war Kid verschwunden. Nur ein Geschenk hatte er zurückgelassen.
Für jeden seiner vier Freunde das gleiche.
Ein kleines schwarzes Herz. Ein Glücksherz, wie es auf dem beigelegten Zettel stand. Jedes Herz sah gleich aus, und jedes Herz hing an einer Schnur, die sich wie Leder anfühlte.
Kid zu Gefallen, trugen die vier das Herz unter ihren Hemden oder Lederjacken verborgen, und seit diesem Tage lief ihnen das Glück tatsächlich hinterher.
Ihnen gelangen Coups, die schon sagenhaft waren. Nicht auf dem Gebiet des Verbrechens, sondern in der Musik. Plötzlich kümmerte man sich um sie, man wollte Aufnahmen mit ihnen machen, und die vier wuchsen innerhalb weniger Wochen zu einer Popgruppe zusammen, deren Scheiben nicht nur gefragt waren, sondern auch gekauft wurden.
Natürlich hatten sie jetzt einen Namen. Sie nannten sich Heart and Devil.
Herz und Teufel.
Das paßte auch zu ihnen.
In der Londoner Szene riß man sich um sie. Auftritt folgte auf Auftritt, sogar für das Paladium war eine große Schau im Spätsommer geplant, und das sollte schon etwas heißen, denn in diesem weltbekannten Theater traten Asse wie Rod Stewart oder Shakin' Stevens auf.
Nur etwas bereitete ihnen Sorgen. Kid Larson ließ sich nicht mehr blicken. Oft sprachen sie über ihn, aber er blieb verschwunden.
Sena sagte dann jedesmal: »Ihr wißt doch, wo er steckt. In der Hölle. Das hat er uns schließlich gesagt. Er wird mit dem Teufel Bruderschaft getrunken haben.«
Die anderen lachten nur. Je mehr Zeit verstrich, um so unechter klang das Lachen. Keiner wußte eine direkte Antwort.
Gefunden hatten sich die jungen Leute in dem nicht sehr schönen Londoner Vorort Southwark. Hier waren sie aufgewachsen und hatten alle vier eine verdammt miese Kindheit gehabt. Wer Geld besaß, zog aus dieser Gegend weg, Heart and Devil mußten bleiben.
Sie trafen sich und übten stets in dem alten Schuppen, den sie noch aus früheren Bandenzeiten her kannten.
Wie lange lag das zurück?
Ihnen kam es jedesmal vor, als wären Jahre vergangen und nicht erst Wochen oder Monate.
Auch an diesem Tag wollten sie sich wieder zusammensetzen und über gewisse Dinge reden. Vor allem ging es um die neue LP, die aufgenommen werden sollte.

Der Schuppen, inzwischen innen einige Male umgebaut, lag auf einem großen Hinterhof, der von der Straßenseite nicht zu sehen war, weil alte Häuserfronten ihn verdeckten. Erreichen konnte man ihn von der Rückseite her. Man brauchte nur über ein Abbruchgelände zu fahren, auf dem vor einem Jahr mal eine kleine Spinnerei gestanden hatte. Von dem Gebäude sah man nicht einmal mehr die Brandmauern.

Wenn ein schneeweißer Jaguar über das Gelände gelenkt wurde, wußten die Nachbarn Bescheid, daß Slick anrollte. Slick, der Junge, der früher mehr gestohlen hatte, als der Dieb von Bagdad. Natürlich würde man sich hüten, den Wagen zu stehlen, aber anschauen konnte man ihn schon, vielleicht auch berühren, vorausgesetzt, man polierte die Fingerabdrücke wieder weg. Die Menschen hier beteten den Götzen Besitz regelrecht an und ahnten nicht, wie wenig ihnen letztendlich das alles brachte.

Für etwas Geld hatten Nachbarn einen Weg angelegt, so daß der Wagen unbeschädigt auf das Abbruchgelände rollen konnte und Slick keine Angst um seine Reifen zu haben brauchte.

Er fuhr stets bis zu einem markierten Platz und stellte den Wagen dort ab.

In dieser Arme-Leute-Gegend gab es noch die Mundpropaganda.

Natürlich hatte es sich herumgesprochen, wer da anrollte. Und sofort standen einige Halbwüchsige bereit, die glänzende Augen bekamen, als sich die lange Metallschnauze des Jaguars näher schob.

Der Wagen wirkte, aus einer unteren Perspektive gesehen, in der Tat wie ein geschmeidiges Raubtier aus lackiertem Blech, das wie auf dem Sprung stand und bereit zu sein schien, sofort abzuheben.

Das Fahrzeug rollte aus.

In angemessener Entfernung blieben die Halbwüchsigen stehen.

Niemand wagte es, die Tür zu öffnen, es sei denn, Slick hätte es einem von ihnen erlaubt.

Das tat er an diesem Tag nicht, sondern ließ selbst den breiten Wagenschlag aufschwingen.

Er stieg aus, und er tat es wie ein König.

Zunächst schwang er die Beine aus dem Wagen. Dabei klaffte die untere Hälfte seines weißen Pelzmantels auseinander, so daß die ebenfalls weißen Hosenbeine zu sehen waren. Der Mantel hatte ein Vermögen gekostet, und zahlreiche Luchse hatten wegen ihm ihr Leben verloren. Er war sehr weit geschnitten, und Slick trug ihn, der Mode entsprechend, über den Schultern hängend und an der Vorderseite offen.

Auf seinem Kopf saß der schwarze Hut mit einer sehr breiten Krempe, die zu Wellen gebogen war.

Natürlich verdeckte eine Sonnenbrille seine Augen. Auf dem Gestell

schimmerten kleine Diamantsplitter. Diesen Tick hatte er sich von Elton John abgeschaut.

Sein Gesicht war solariumbraun, und als die auf ihn wartenden Jugendlichen klatschten, verzog er die Lippen zu einem kalten Lächeln.

Dabei genoß er die Ovationen. Früher hatte er bei anderen geklatscht, heute war es umgekehrt.

Lässig schleuderte er die Tür zu. Sie fiel mit dem für einen Jaguar typisch satten Geräusch ins Schloß.

»Slick!« rief jemand, »dürfen wir den Wagen putzen?«

Der »Star« drehte sich um, warf einen Blick auf die Karosserie und nickte nach einer Weile. »Ja, sicher.«

Die Jungs stimmten Jubelgeschrei an.

Slick griff in die Tasche, holte einige Geldstücke hervor und warf sie zwischen die Helfer. Die Pennies blitzten im Sonnenlicht, während Slick zuschaute, wie sich die Kinder um sein Geld rissen.

Dann ging er.

Und wieder schritt er nur. Hinter den dunklen Gläsern der Brille bewegten sich seine Augen. Die Blicke waren überall. Vor allen Dingen tasteten sie die Rückseiten der Häuser ab und forschten nach Menschen, die hinter den Fenstern hingen und schauten, wenn der King ankam.

So war es immer.

Aus der rechten Tasche zog Slick einen Schlüssel hervor und öffnete die Tür zu ihrem Schuppen.

Schuppen war nicht der richtige Ausdruck für diese Unterkunft, auch wenn er von außen so wirkte.

Im Innern gab es weder Ziegelsteine noch Beton zu sehen, da waren die Wände mit edlen Hölzern verkleidet, und über der Tür hing ein Schild mit dem Namen der Gruppe.

HEART AND DEVIL Ein Name, der in der Londoner Szene Furore machte und bald auch in Übersee bekannt sein würde.

Die Unterkunft war geteilt worden. Die eine Hälfte wurde von der großen Bar und dem Versammlungsraum eingenommen, in der anderen befand sich das mit modernster Elektronik eingerichtete Studio, und hier standen auch die Instrumente der Gruppe.

Ein Schlagzeug, die teuren Ovation-Gitarren, Mischpulte, Synthesizer und Lautsprecher.

Sie wollten an diesem Tag keine Musik machen, sondern über die neue, die zweite LP, sprechen. Es gab da noch einige Veränderungen bei den Texten, zudem hatte sich jemand angesagt, der als Manager für die Gruppe fungieren wollte.

Das paßte ihnen allen nicht. Vor allen Dingen hatte der Mann seinen Namen nicht genannt und sich nur brieflich angekündet. Jedes

Mitglied der Gruppe war fest entschlossen, ihm eine Abfuhr zu erteilen. Wenn der Kerl sich dann bockbeinig anstellte, würde sie zu den früheren Methoden greifen, und die hefteten noch fest in ihrem Erinnerungsvermögen.

Wenn Slick das *Home* betrat, ging er stets nach dem gleichen Ritual vor. Er zog seinen Mantel aus, diesmal war es der Pelz, und hängte ihn an einen Haken. Auch die dunkle Brille verschwand, nur den Hut behielt er auf, denn die Kopfbedeckung sollte seine schütteren Haare verdecken. Man konnte es schon als Glatze bezeichnen. Nur bis zum Nacken hinunter hingen noch einige Strähnen.

Und wie immer öffnete er die Bar, Das geschah elektrisch. Auf Knopfdruck fuhr eine Wand zur Seite und gab den Blick auf eine Batterie von Flaschen nebst Gläsern frei. Kühlschlangen sorgten für die nötigen Temperaturen, und in kleinen Kühlschränken lagerte das Eis. Zwei Würfel nahm der Mann hervor, schleuderte sie in ein Glas und goß Whisky darüber. Er ließ die »kostbare« Flüssigkeit zweimal kreisen, bevor er einen Schluck nahm und mit dem Glas in der Hand zu der Sitzgruppe aus weichem Leder schritt. In einen Sessel ließ er sich fallen.

Die Beleuchtung paßte zur Bar-Atmosphäre. Sie war schwach, farbig und erinnerte an eine Stimmung zwischen Tag und Traum. Die Gruppe wollte dies. Nach hartem Üben zog man sich stets in diese Oase zurück und nahm einen Schluck.

Natürlich war die Rolex mit Brillanten besetzt. Als Slick einen Blick auf das Zifferblatt warf, stellte er fest, daß die Zeit des Treffens bereits überschritten war. Pünktlichkeit konnte man den anderen auch nicht mit Gewalt einbläuen. Vor allen Dingen Sena nicht. Sie kam, wann sie wollte, und ließ ihre Launen zumeist an anderen aus.

Ein satter Sound erreichte Slicks Ohren. Für manche Leute war es Musik, für ihn weniger, er liebte schnelle Wagen, während die beiden männlichen Mitglieder der Gruppe mehr für heiße Öfen schwärmten und besonders die Marke Kawasaki bevorzugten.

Es dauerte nicht mehr lange, da betraten Mario Melano und Pigeye Benson das *Home*.

»Ihr habt euch wieder verspätet«, stellte Slick fest.

»Na und?« fragte Benson. »Ist Sena schon da?«

»Natürlich nicht.«

»Dann kannst du sie ja anschießen.«

»Werde ich auch.«

Die beiden anderen gingen zur Bar und wurden von Slick beobachtet.

Er blinzelte unter der Krempe seines Huts hinweg und mußte feststellen, daß sich die Typen zu früher kaum verändert hatten.

Vielleicht war ihre Lederkleidung teurer geworden, ansonsten hatten sie nur wenig dazugelernt.

Marion Melano konnte seine italienische Abstammung nicht verleugnen. Sein Haar schien aus dicken Strähnen flüssiger Kohle zu bestehen. Manchmal, wenn ein besonders wilder Auftritt bevorstand, drehte er sie zu Zöpfen. Dann reichten ihre Spitzen bis auf die Schultern. Das Gesicht wirkte immer ein wenig grau. Er kam zu wenig an die frische Luft, und »ernährte« sich zumeist von Zigaretten und Grappa. Hin und wieder, wenn er down war, zog er sich auch einen Joint rein. Er war eigentlich der Geschmeidigste unter ihnen und trug in der mit Stickern übersäten Innentasche seiner Lederjacke stets ein Stilett. Auch noch eine Erinnerung an alte Zeiten.

Pigeye Benson.

Ein Gesicht, ein Name. Oder umgekehrt. Der 22jährige Typ mit den schütteren blonden Haaren und einer rosafarbenen Haut besaß tatsächlich Schweinsaugen. Sie waren klein, hinterlistig und paßten zu den dicken Wangen.

Der Mund war ebenfalls klein, und wenn er redete, spitzte er stets die Lippen.

Was Melano zu wenig wog, brachte er zu viel auf die Waage. Und niemand, der ihn so ansah, hätte in ihm einen nahezu perfekten Drummer vermutet. Nur wer seinen Händen einen etwas längeren Blick gönnte und die kräftigen Finger sah, ahnte, was in dieser komischen Gestalt mit den kleinen Schweinsaugen steckte.

Er trank Brandy. Manchmal flaschenweise. Und wenn er betrunken war, blieb er dort liegen, wo er gerade das letzte Glas geleert hatte.

Auch jetzt trank er wieder Brandy. Er hatte sich ein Longdrink-Glas fast bis zum Rand vollgekippt.

Melano hielt sich an einer Grappa-Flasche fest, als er sich neben Pigeye Benson auf die Couch warf.

»Und jetzt?« fragte er.

»Nichts, wir warten«, gab Slick zurück.

»Immer noch auf Sena.«

»Genau.«

Benson und Melano zogen die dicken Lederjacken aus und schleuderten sie zu Boden. Dann streckten sie die Beine aus und legten die mit halbhohen Stiefeln bedeckten Füße auf den Tisch. Daß dabei die Glasplatte in Mitleidenschaft gezogen wurde, störte sie nicht.

»Bevor ihr euch das Zeug in die Hälse gießt«, begann Slick, »ich habe hier eine Botschaft für euch.«

Die beiden anderen schauten kaum auf. »Von diesem komischen Manager?« fragte Mario.

»Genau.«

»Dem knacken wir den Kiefer«, bemerkte Pigeye Benson und bewegte schon seine Finger. »Uns managt keiner. Außer wir selbst, oder?« Er schaute sich auffordernd um.

Mario Melano nickte, Slick enthielt sich eines Kommentars. Er griff stattdessen in seine Tasche und holte ein zusammengefaltetes Stück Papier hervor.

»Das ist der Brief.«

Benson winkte ab. »Will ich gar nicht lesen.«

»Brauchst du auch nicht. Ich lese ihn vor.«

»Meinetwegen«, sagte Pigeye.

Slick faltete ihn auseinander. Das Rascheln des Papiers war das einzige Geräusch in der Stille.

Bis auf das plötzliche Fauchen.

Auf einmal stand der Brief zwischen den Fingern des jungen Mannes in hellen Flammen.

Slick starrte für einen Moment auf das Papier, sah die Flammen und spürte ihre Wirkung, als sie über seine ungeschützten Finger strichen. Er sprang in die Höhe und begann zu schreien…

***

Noch aus dem Wagen hatte ich wieder im Büro angerufen und Suko an die Strippe bekommen. Mit knappen Sätzen setzte ich ihn über die Vorgänge in Kenntnis.

Suko war natürlich erstaunt, hielt sich mit Kommentaren zurück und versprach, meinen Bitten nachzukommen.

Als ich eine halbe Stunde später das Office betrat, hatte er schon reagiert.

Glenda war noch in der Mittagspause, so fand ich meinen Freund allein am Schreibtisch. Er trank Tee.

»Und?«

»Alles paletti.«

»Wieso?« Ich haute mich auf meinen Stuhl und machte die Beine lang.

»Ja, alles klar. Der Bursche, den du erledigt hast…«

»Ich habe ihn nicht erledigt.«

»Sorry, aber der Tote ist registriert. Er heißt Kid Larson…« Suko gab die Angaben zur Person bekannt und kam danach auf das Wichtigste zu sprechen. »Er gehörte früher einer Rockerbande an, die heute zwar auch noch existiert, aber das kontrollierte Gebiet gewechselt hat.«

»Was machen sie denn jetzt?«

»Musik.«

Ich winkte ab. »Auch das noch.«

»Ja und nein, John. Hast du schon mal was von der Gruppe Heart and Devil gehört?«

Ich setzte mich kerzengerade hin. »Herz und Teufel? Klar, die machen im Augenblick in der Szene Furore. Sie waren auch ein paarmal auf der Mattscheibe zu sehen. Ihre Platten sollen sich

verkaufen wie die Bestseller von Edgar Wallace.«

»Das muß wohl so sein, wenn ich mir überlege, was sie für einen Lebenswandel führen. Fahren schicke Autos, besitzen elegante Wohnungen und sind toll in Schale.«

»Wer sind sie?« fragte ich.

Suko lieferte mir die Namen.

»Ein Mädchen gehört auch dazu?«

»Ist doch klar. Keine Gruppe ohne Mieze. Die heizt zumeist die Zuschauer an. Sie nennt sich Sena. Ob sie wirklich so heißt, weiß ich nicht.«

»Mich interessiert mehr dieser Kid Larson. Er kann nicht lange bei der Gruppe gewesen sein.«

»Darüber habe ich nichts herausgefunden.«

Ich nahm einen Bleistift und klopfte damit auf den Schreibtisch.

»Dennoch würde ich gern mehr über ihn wissen.«

»Ich auch.« Suko grinste.

»Wie ich dich kenne, hast du schon einiges in die Wege geleitet.«

»War ja nicht schwer. Wie du mir berichtet hast, ist der Knabe deshalb eingelocht worden, weil er ein Mädchen belästigt hat.«

»Richtig.«

»Und dieses Girl, das zum Glück nur mit leichten Verletzungen und einem Schrecken davongekommen ist, heißt Liz Brisbaine. Neunzehn Jahre alt, unverheiratet. Sie arbeitete dort, wo auch Kid Larson hin und wieder einen Job hatte.«

»Rede schon«, drängte ich Suko.

»In einer Bingo-Halle.«

Ich runzelte die Stirn. »Bingo?«

»Wenn ich's dir sage.«

»Auch das noch.« Nichts gegen Bingo, aber was meine Landsleute da treiben, das geht mir persönlich über die Hutschnur: Bingo ist zu einem reinen Wahn geworden. Täglich sitzen Hunderte von Menschen in den Bingohallen und spielen das Spiel, wobei sie stets auf einen hohen Gewinn hoffen, so um die fünfzig Pfund, aber nur selten hat jemand dieses Glück. Bei den meisten Gewinnen handelt es sich um kleine Beträge. Und diese wurden fast immer wieder eingesetzt und verspielt.

Mir gefiel diese täglich stattfindende Lotterie nicht. Deshalb hatte ich mich mit ihr auch nie beschäftigt.

»Was ist denn mit diesem Mädchen?«

»Es soll wieder arbeiten.«

»Gut, und wie sieht es mit Kid Larson aus? Ich meine, wo hat er gelebt? Irgend jemand muß ja über sein Ableben Bescheid wissen.«

»Da geh mal am besten zu seiner Mutter.«

»Wieso ich? Du bist mit dabei.«

»Muß das sein?«
»Ich wundere mich immer darüber, daß du nicht rot wirst, wenn du am Ende des Monats dein Gehalt überwiesen bekommst.«
»Das ist eben die Abgebrühtheit der Beamten. Du hast mich angesteckt, John. Schließlich bist du länger dabei.«
»Immer wieder ich«, sagte ich, stand auf und griff zur Jacke.
»Dann wollen wir mal. Hast du die Adresse?«
»Ja, Kid wohnte in Southwork, Die Bingohalle liegt dort ebenfalls, und die anderen Mitglieder der Gruppe stammen auch aus dem Stadtteil.«
»Da haben wir ja alle zusammen.«
»Fehlt nur noch der Teufel«, sagte Suko.
»Sehr richtig.«

***

Slick war hochgesprungen und brüllte wie am Spieß. Die Flammenzungen leckten über seine Hände. Er schleuderte die Arme hoch, wollte das Papier wegwerfen, doch es klebte an seinen Händen und ließ sich nicht fortschleudern.
Durch eine unbedachte Bewegung schlug er auch gegen den Tisch.
Eine Flasche kippte um, während sich Slick wieder bückte und seine verbrannten Hände gegen das Leder des Sessels preßte.
Im selben Augenblick verschwanden die Flammen.
Slick wollte es kaum glauben. Er starrte auf die Finger, sah sie völlig normal und ohne verbrannte Haut, kam wieder in die Hohe und schüttelte den Kopf.
Seine beiden Kumpane saßen da wie die berühmten Ölgötzen. Sie schauten Slick an, ohne etwas begreifen zu können.
»Was war das denn?« fragte Pigeye Benson nach einer Weile.
»Das hast du doch gesehen, Mensch. Ich habe mich verbrannt.«
»Wo?«
Slick streckte die Hände aus. »Schau sie dir an, schau…« Er verstummte, denn er sah nichts.
Keine Spuren waren zurückgeblieben, und zwischen den drei jungen Männern breitete sich Sprachlosigkeit aus. So etwas hatten sie noch nie erlebt.
»Aber wir haben das nicht geträumt«, flüsterte Mario Melano nach einer Weile. Danach brauchte er einen kräftigen Schluck Grappa.
Und Benson trank Brandy.
»Wonach stinkt es denn hier, zum Henker?«
Alle drei hörten die Frauenstimme, und keiner der jungen Männer hatte mitbekommen, daß ihre Partnerin den Raum betreten hatte.
Melano verschluckte sich an seinem Grappa-Schnaps und hustete quer über den Tisch.

Sena stand an der Tür. Ein Normalbürger hätte vielleicht gelacht, denn wer sie so ansah, hätte sie für ein Poster halten können, nicht aber für einen lebenden Menschen.

Sie trug eine Hose aus rotem Leder. Es war ein helles Rot, und man konnte das Kleidungsstück nicht einmal direkt als Hose bezeichnen, es war mehr eine enge Doppelröhre, aus der die Füße schauten, die von weichen Stiefeln umschlossen wurden.

Die Bluse bestand aus einigen zusammengenähten bunten Stoffetzen.

Da dies ein italienischer Modeschöpfer verkaufte, war sie entsprechend teuer.

Sie fiel sehr locker, aber nicht bis über den Gürtel mit der breiten Goldschnalle, die das Motiv eines Krokodilkopfes zeigte. Die Bluse allein wäre zu dünn gewesen, also hatte sich Sena noch einen ärmellosen Pullunder aus Pelz übergestreift. Rosa gefärbt. Wie die Haare.

Sie wuchsen auf dem Kopf der jungen Frau wie das Gras auf der Wiese. Nach vorn fielen sie bis in die mit blassem Puder betupfte Stirn, während sie zur Kopfmitte hin höher standen und dort tatsächlich an Grashalme erinnerten.

Bis auf zwei verschiedenfarbige Ohrringe trug Sena überhaupt keinen Schmuck. Ihr Gesicht konnte man als hübsch bezeichnen.

Besonders fiel der sinnliche Mund auf, auch die Augen mit ihrer grüngrauen Farbe stachen hervor, nur der etwas arrogante Ausdruck darin störte. Sena war einfach zu jung und zu schnell hochgekommen, um einen großen Erfolg verkraften zu können.

»Wir haben etwas verbrannt«, sagte Slick.

Sena verzog die Mundwinkel. »Und was?«

»Deinen Vertrag.«

»Du spinnst ja.«

»Eigentlich hätten wir es tun sollen«, sagte Slick und rückte seinen Hut zurecht. »Du bist mal wieder völlig unpünktlich.«

Sena zog Nase und Lippen gleichzeitig kraus. »Was ihr immer habt, Mensch. Mir ist etwas dazwischengekommen.«

»Wie hieß er denn?« fragte Pigeye Benson grinsend.

»Halt du dich geschlossen.«

Benson hob die Hände. »Sorry, dass ich dich angesprochen habe. Ich sage ja schon nichts.«

»Ist auch besser so.« Sena ließ sich ebenfalls auf die Couch fallen und schlug die Beine übereinander.

»Du brauchst es dir gar nicht erst bequem zu machen«, erklärte Slick.

»Wir fangen gleich an.«

Sena lachte. »Ich denke, hier soll noch ein Manager kommen.«

»Ist aber nicht«, sagte Mario.

»Doch, ich bin da!«

Die vier zuckten zusammen, als wären sie von Peitschenschlägen getroffen worden.

Die Stimme hatten sie vernommen, nur zu sehen war niemand…

***

Southwark!

Ein Teil von London, der, touristisch gesehen, ein Schattendasein führt. Wer verirrte sich schon in dieses Gebiet, das einem regelrechten Ghetto glich?

Hafenanlagen, Mietskasernen, Abbruchgelände und unter den Bewohnern zahlreiche Farbige, denn England hatte sie aufnehmen müssen und mußte nun für die Sünden seiner Kolonialzeit büßen.

Mit einem Bentley durch diesen Teil der Millionenstadt zu fahren, glich schon einem Spießrutenlaufen.

Wir waren über die Waterloo Bridge gefahren, hatten Royal Festival Hall sowie National Theater rechts und links liegengelassen und kamen über die Stamford Street hinein nach Southwark.

Vor der Themse bogen wir in Richtung Süden ab, erreichten die Great Suffolk Street und verschwanden schon bald in einem Wirrwarr von Häuserschluchten und kleineren Straßen.

In Southwark herrschte Leben. Nicht das elegante, das schauhafte, sondern eher eines, das sich an den Armen und Arbeitslosen orientierte.

Die erste warme Märzsonne hatte zahlreiche Menschen auf die Straßen gelockt. Man saß auf Treppenstufen oder Mülltonnen, lehnte an Hauswänden oder hatte es sich auf alten Gitterzäunen bequem gemacht.

Geschäfte, Kneipen, triste Wohnblocks, einige Fabrikgebäude, leere Plätze, das alles löste sich in rascher Folge ab. Manchmal waren die Häuser auch bunt angestrichen oder mit Parolen besprüht. Da hatten sich die Unterprivilegierten Luft verschafft.

Mrs. Larson wohnte in einer schmalen Straße, in der wir keinen Parkplatz entdeckten.

Wir mußten wieder zurück und fanden in der Nahe einen Platz.

Ich schaltete die Alarmanlage ein und schloß den Bentley sorgfältig ab. Dann gingen wir zu Fuß weiter.

Bevor wir das Haus erreichten, nahmen wir schon den Geruch von gegrilltem Fisch wahr. Diese Fischbratküche befand sich dort, wo auch die Frau wohnte.

Als wir die Haustür suchten, wurden wir von einem kleinen Jungen angebettelt. Er wollte sich gern eine Portion *Chips and Fish* kaufen.

Von mir bekam er das noch fehlende Geld nicht ohne Gegenleistung, denn er mußte uns den Eingang des Hauses zeigen.

Der lag an der Seite.

Die zur Tür hochführenden Stufen waren stark abgenutzt. Wir entdeckten ein Klingelbrett und fanden den Namen Larson ganz oben.

Da es im Haus keinen Aufzug gab, mußten wir drei Etagen zu Fuß gehen.

Im Flur stank es nach Fisch. Ein widerlicher Geruch, der sich schnell in der Kleidung festsetzte. Wahrscheinlich wurde der Dampf aus der Fischbratküche in den Hausflur geblasen.

Über uns hörten wir Schritte. Sie klangen nicht locker, sondern schwer und stampfend. Dort mußte eine Person hergehen, die nicht gerade einen guten Tag erwischt hatte.

In der dritten Etage holten wir sie ein und sahen sie vor einer Tür stehen, an dessen Außenseite ein Pappschild mit dem Namen Larson klebte. Da waren wir genau richtig.

»Mrs. Larson?« sprach ich sie an.

Die Frau im grauen Kittel drehte sich um. »Ja bitte?«

Ich zeigte meinen Ausweis.

»Polizei?«

»Leider.«

Müde wirkte ihre Handbewegung. »Ach, kommen Sie bitte rein! Was soll's denn auch?«

Sie führte uns in eine Wohnküche, in der peinliche Ordnung herrschte.

Nur eben nahmen wir auch hier den Fischgeruch wahr.

»Es stinkt, wie?« fragte Mrs. Larson.

»Das können Sie wohl sagen«, erwiderte Suko.

Mrs. Larson hob die Schultern. »Ich rieche das überhaupt nicht mehr, da ich unten in der Bude arbeite und jeden Tag nur diesen verdammten Fisch brate oder koche.« Sie nahm eine Flasche Wasser vom Regal und schenkte sich ein Glas ein. »Jetzt habe ich Pause.«

Zwei Schlucke nahm sie. »Aber setzen Sie sich doch!«

Wir nahmen das Angebot dankend an. Mrs. Larson war vielleicht mal eine hübsche Frau gewesen. Nun hatte das Leben Spuren hinterlassen.

Ihr Haar war grau geworden. Man konnte die ehemals blonde Farbe nur mehr ahnen.

»Es geht um Kid, nicht wahr?«

»Ja, um Ihren Sohn«, bestätigte ich.

»Was ist mit ihm?«

»Mrs. Larson«, sagte ich und schluckte. »Sie müssen jetzt…«

»Sagen Sie es!«

»Er ist tot.«

Manche Mütter schreien, andere brechen zusammen, einige gibt es auch, die schluchzen verhalten. Mrs. Larson reagierte nicht so. Sie sprach überhaupt nicht, sondern schaute uns nur an. Aus großen, deprimiert wirkenden, traurigen Augen.

Da wir ebenfalls nichts sagten, lastete das Schweigen zwischen uns wie Blei.

Nach einer Weile nickte sie und gab ihren ersten Kommentar.

Dabei blinzelte sie in einen Sonnenstrahl, der durch das kleine Fenster in der Ecke fiel. »Ich habe es gewußt. Es hat einmal so kommen müssen. Deshalb überrascht es mich nicht.«

»Wieso?« erkundigte sich Suko.

»Wissen Sie, Mister, mein Sohn war schlecht. Ein wirklich schlechter Mensch. Es tut mir leid, wenn eine Mutter das sagen muß, aber es ist die Wahrheit. Ich hatte einen schlechten Sohn.«

»Können Sie das näher erklären?«

Mrs. Larson nickte mir zu. »Ja, natürlich. Er dachte nur an seinen Vorteil. Schon als kleines Kind hat er andere Kinder betrogen, und später, als mein Mann nicht mehr da war, steigerte sich dies noch. Er wollte Geld, er wollte Macht.«

»Ging er den Weg des Verbrechers?«

»Nein, nicht direkt. Wenigstens nicht aus meiner Sicht. Polizisten sehen das vielleicht anders. Man kann es als üble Streiche auffassen. Im letzten halben Jahr steigerte er sich. Da kannte er plötzlich nur noch ein Thema. Den Teufel. Er war wie besessen, riß hier alles ab, was nur im Entferntesten mit christlichen Symbolen zu tun hatte. Er sprach nur mehr von Teufelsbeschwörungen, von der Hölle und grausamen Blutopfern, die man dem Satan bringen mußte. Schließlich verschwand er völlig von der Bildfläche. Ich erinnere mich noch an den letzten Abend. Als er sich verabschiedete, fragte ich ihn, wohin er wollte. Er sagte mir wörtlich. ›Mutter, ich gehe in die Hölle!‹ Damit war er verschwunden.«

Mrs. Larson hatte uns da eine wirklich interessante Charakteristik ihres Sohnes vermittelt. Wir dachten darüber nach, bis ich fragte:

»War er denn allein, oder hatte er Helfer?«

»Die Clique. Ob sie aber mit dem Teufel zusammenhing oder ihn auch anbetete, kann ich nicht sagen.«

»Und wie war das mit dem Mädchen?«

»Sie meinen Liz Brisbaine.«

»Genau.«

»Das hat er in einem Anfall von Wahnsinn getan«, erklärte die Frau.

»Es war für mich ein Schock, und ich kann es heute noch nicht begreifen. Liz ist sehr nett. Ich bin zu ihr gegangen, um mich im Namen meines Sohnes für dessen Tat zu entschuldigen. Sie nahm die Entschuldigung an, dafür bin ich ihr heute noch dankbar.«

Ich kam nicht herum, die Frau zu bewundern. In dieser Gegend zu leben und dabei die Hoffnung nicht aufzugeben und noch soviel Charakterstärke zu beweisen, dazu gehörte etwas. Es war Öfter so, daß man immer auf Menschen traf, die das Leben meisterten. Vor

allen Dingen ältere, die Erfahrungen besaßen und ihr Leben nicht so leicht wegwarfen wie viele Jüngere, was die Selbstmord-Statistiken leider bewiesen.

»Hat Ihr Sohn noch etwas in dieser Wohnung zurückgelassen?« erkundigte sich Suko.

»Kaum.«

»Es ist aber etwas vorhanden?«

»Ja, ich habe die Dinge in einen Pappkarton gesteckt und wollte ihn irgendwann einmal verbrennen. Möchten Sie wirklich die Sachen sehen, Gentlemen?«

»Wenn es Ihnen keine große Mühe bereitet…«

Sie stand auf. »Überhaupt nicht. Die Kiste steht ja im Nebenzimmer. Warten Sie nur einen Moment.«

Quer durch die Wohnküche schritt Mrs. Larson auf eine Tür zu und drückte sie auf.

Ich saß günstiger als Suko. Da Mrs. Larson die Tür nicht geschlossen hatte, konnte ich in das Zimmer schauen, sah einen Ausschnitt des Betts.

Die Frau hörten wir nur rumoren und plötzlich gellend schreien.

Suko und ich spritzten hoch. Eine Sekunde später hatte ich die Tür erreicht, wuchtete sie auf, blieb stehen, starrte in das Zimmer, sah einen offenen Karton und davor Mrs. Larson stehen.

Ihr Gesicht war blutüberströmt!

***

Da hatten sie die Stimme gehört, und es war in den letzten Minuten kein Mensch außer Sena gekommen. Das konnten sie beschwören, denn es gab nur diesen einen Eingang.

Die vier starrten einander an.

Selbst Sena, die mit dem Mundwerk immer voran war, hielt die Lippen verschlossen. Bei Pigeye Benson war sogar eine Gänsehaut zu sehen. Mario Melano hielt die Grappaflasche fest, als wäre sie sein letzter Rettungsanker.

Das Mädchen fing sich zuerst. Sena begann so zu lachen, wie sie es immer auf der Bühne tat. Ein wenig rauh und mit einem leicht kieksenden Unterton.

Diesmal waren keine Fans da, die durch das Lachen angemacht wurden, und ihre Freunde schüttelten nur die Köpfe. »Kann einer Bauchreden von euch?« fragte Sena.

Slick stemmte sich hoch. Dabei schaute er auf seine Hände, schüttelte den Kopf und sagte: »Ich werde trotzdem einmal nachsehen. Da hat sich möglicherweise jemand in den anderen Raum geschlichen.«

»Durch die Wand?« Pigeye grinste.

»Möglich.«

»Dann gibt es hier Geister, wie?«
Auf Mario Melanos Frage ging Slick nicht ein, jedoch auf Senas Bemerkung. »Vielleicht ist der Teufel gekommen? Den soll es ja bekanntlich geben, oder?«
»Hör auf!«
»Wieso, Slick? Erinnere dich mal an die Worte unseres Freundes Kid, der jetzt im Knast sitzt. Er hat immer vom Teufel gesprochen, wollte ihn sogar besuchen. Nur ist er nicht in der Hölle gelandet, sondern im Knast.«
»Vielleicht ist beides sogar das gleiche«, meinte Benson.
Slick wußte nicht mehr weiter. Er hob die Schultern und drehte sich um. »Ich werde auf jeden Fall einmal nachschauen«, erklärte er.
»Und ich gehe mit.« Sena erhob sich.
»Nicht nötig.«
»Doch.« Sie schob sich bereits an Slick vorbei. Die Schiebetür zum Studio stand offen.
Alle Geräte waren ausgeschaltet. Es brannte auch nur die Notbeleuchtung.
Neben der Tür an der Wand befand sich eine Schalttafel. Slick warf einen Blick auf die zahlreichen Knöpfe, runzelte die Stirn und überlegte, welche Scheinwerfer er einschalten sollte. Sie befanden sich unter der Decke und waren an Schienen installiert.
Schließlich drückte er zwei kleine Hebel nach unten. Im Hintergrund des Studios flammten zwei helle Lichter auf. Die Strahlen drangen von verschiedenen Seiten aufeinander zu, wobei sie sich in der Mitte trafen.
Sie bildeten am Boden eine runde Insel aus Licht. Dort standen bei den Aufnahmen immer die Mikros.
Die beiden trennten sich.
Sena ging nach links, Slick nach rechts. So durchwanderten sie das Studio.
Wohl war ihnen beiden nicht. Es hätte sicherlich keiner zugegeben, aber ihren Haltungen war abzulesen, daß sie unter einer gewissen Spannung standen.
Vorsichtig bewegten sie ihre Beine. Es war mehr ein Schleichen als ein Gehen, und sie Vernahmen beide plötzlich das unheimlich klingende Geräusch.
Ein schweres Atmen.
Beide blieben stehen. Sie fürchteten sich und bekamen Schauder, die sich auf ihre Haut legten.
»Was ist das?« wisperte Sena. Selbst ihre ständig zur Schau getragene überhebliche Sicherheit hatte starke Risse bekommen.
»Weiß ich doch nicht.«
»Du bist es nicht?«

»Nein.«

Sie schwiegen und konzentrierten sich auf die schrecklichen Geräusche.

Dieses Atmen war nicht normal. Man konnte es schon als Röcheln bezeichnen, und das Wesen, das diese Geräusche produzierte, schien im Sterben zu liegen.

»Ob sich da jemand versteckt hat?« fragte Sena flüsternd.

»Wo denn?«

Aus dem Barraum hörten sie die Stimme von Mario. »Habt ihr etwas entdeckt?«

»Nein!« rief Slick zurück.

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da hörte er das hämische Lachen und die zischende Stimme. »Ich bin es, euer Manager.«

Slick und Sena standen steif. Das Mädchen nickte dem jungen Mann zu, eine Aufforderung, etwas zu tun. Slick mußte sich erst die Kehle freiräuspern, bevor er etwas sagen konnte.

»Wo bist du denn, verdammt?«

»Bei euch.«

»Wir sehen dich nicht.«

»Aber ihr könnt mich spüren oder hören.«

»Dann bist du es, der so atmet?«

»Genau, ich bin es, meine Freunde.« Der andere begann zu lachen.

Es war ein ächzendes Lachen, eines, das von einem Menschen kaum stammen konnte. Den beiden jungen Leuten wurde es immer unheimlicher zumute, aber sie konnten jetzt keinen Rückzieher machen.

»Sag doch was!« flüsterte Sena.

Damit meinte sie nicht den geheimnisvollen Manager, sondern Slick.

Der aber konnte nicht, er wartete darauf, daß sich der andere zu erkennen gab.

»Ihr habt mich gehört«, vernahmen sie die Stimme aus dem Unsichtbaren. »Ich bin also da. Und ich habe damit mein Versprechen gehalten, euch zu besuchen. Ist das richtig?«

»Fast«, erwiderte Slick.

»Wieso?«

»Wir wollen dich sehen.«

»Das ist vorerst nicht nötig. Ich habe euch meine Macht schon bewiesen. Erinnere dich an den Brief, Slick, der plötzlich zwischen deinen Fingern in Flammen aufging.«

»Und…?«

»Das hatte ich zu verantworten, denn ich bin in der Lage, Feuer zu schaffen.«

Die Worte waren kaum verklungen, als der Unsichtbare sie unter Beweis stellte. Aus dem Nichts erschien eine Flamme. Zwischen Sena

und Slick wischte sie hindurch, stellte sich auf die Spitze und begann dort zu tanzen, wo sich die beiden Scheinwerfer zu einem Kreis vereinigten.

Sena und Slick bekamen große Augen. So etwas hatten sie noch nie erlebt.

Eine einzelne Feuerzunge, die sich im Takt bewegte, und in der plötzlich ein Gesicht erschien.

Nicht sehr klar, ohne die scharfen Umrisse, dennoch für die Menschen zu erkennen.

»Wißt ihr nun Bescheid?« hörten sie die dumpfe Stimme.

»Ja, ich weiß«, ächzte Slick.

»Der Teufel!« kreischte Sena. »Du bist der Teufel, nicht wahr?«

»Richtig!«

Sena begann plötzlich zu lachen. Sie starrte auf die tanzende Flamme mit dem Abdruck des Gesichts in der Mitte, beugte ihren Rücken durch, ballte die Hände und begann plötzlich lauthals zu lachen.

Das ging Slick gegen den Strich. »Halt den Mund!« rief er.

Sena dachte nicht daran. Zum erstenmal erlebte sie eine Begegnung mit dem Teufel, und sie mußte sich einfach auf diese Art und Weise abreagieren.

Mario und Pigeye hatte es in dem anderen Raum nicht mehr gehalten.

Sie kamen ebenfalls. Ihr Auftreten war ziemlich provozierend.

»Seid ihr verrückt geworden?«

Slick drehte sich um. »Bleibt, wo ihr seid.«

»Nein, laß sie!«

Die Stimme drang jetzt aus der Flamme an ihre Ohren. Auch Mario und Pigeye Benson vernahmen sie. Ruckartig stoppten sie ihre Schritte.

Pigeye begann zu lachen. Es hörte sich dumm an, auch unsicher.

Melano aber wollte die neue Situation nicht so einfach akzeptieren.

Zudem hatte er dem Grappa schon zu stark zugesprochen. Er stand kurz vor dem Punkt, aggressiv zu werden. Seine Hand glitt in die Innentasche der Jacke.

Da es momentan still geworden war, vernahm jeder der Anwesenden das schnackende Geräusch, als die Klinge aus dem Heft fuhr. »So!« flüsterte Mario, »jetzt werden wir mal sehen, was hier gespielt wird.«

»Bleib stehen«, warnte Slick.

»Nein. Wenn ihr keinen Mumm mehr besitzt, ich habe ihn noch. Ich werde es dem schon zeigen.«

»Aber er ist der Teufel!« rief Sena.

»Und?« Mario reagierte nicht mehr normal. Er hatte tatsächlich zu viel getrunken.

Slick wollte auf ihn zulaufen. Da spürte er die Kraft, die ihn plötzlich

festhielt.
Er kam nicht mehr vom Fleck!
Für einen Moment flackerte Panik in ihm hoch. Er wollte seine Angst hinausschreien, auch das gelang ihm nicht, seine Lippen schienen plötzlich zugenäht zu sein.
Keine Bewegung, kein Laut!
Slick war zur Statue geworden. Und er vernahm in seinem Kopf die flüsternde Stimme, die seiner Ansicht nach nur aus einem Gedankenstrom bestand.
»Ich warne dich. Du wirst dich nicht rühren können. Bleib hier stehen. Ich bin es, der die Regie übernommen hat!«
Das war der Teufel!
Erst in diesem Augenblick wurde Slick so richtig klar, daß sie sich unter dem Einfluß des Teufels befanden. Sie waren nicht mehr sie selbst. Sie gehörten einem anderen, dem Herrscher der Hölle, und er wußte plötzlich auch, daß Kid Larson nicht gelogen hatte.
Es war vorbei!
Sena schien es ebenso zu ergehen, wie ihm. Auch sie stand in einer seltsam unnatürlichen Haltung auf dem Fleck. Bei Pigeye Benson wußte er nicht genau Bescheid, doch bei Mario war es offensichtlich.
Er wollte dem Satan die Stirn bieten, und der Höllenfürst ließ ihn auch laufen.
Schritt für Schritt kam Melano näher!
Keine Warnung nutzte bei ihm, er wollte herausfinden, wie stark der andere war.
Zu Beginn hatte sein Gang noch ein wenig Unsicherheit gezeigt.
Das änderte sich nun. Die innere Spannung bei ihm war größer als die Angst vor dem Unerklärlichen.
Seinen rechten Arm hatte er vorgeschoben. Aus der Faust schaute die schmale Klinge des Stiletts. Früher war er damit ein Meister gewesen.
Er hatte sich gebrüstet, eine Fliege erstechen zu können. Ob er es heute noch schaffte, war fraglich.
Und welchen Gegner hatte er?
Nur die Flamme!
Sie stand auf der Spitze, tanzte vor seinen Augen, bewegte sich beinahe lässig von einer Seite zur anderen und schien nur darauf zu warten, angegriffen zu werden.
Innerhalb des Studios hatte sich eine seltsame und irgendwie gefährlich wirkende Stille ausgebreitet. Niemand sprach ein Wort.
Selbst die Atmung wurde reduziert.
Mario stierte auf sein Ziel. Er hatte den Mund ein wenig geöffnet.
Sprungbereit gab er sich, und zum erstenmal drangen wieder Worte über seine Lippen.
»Ich werde dir die verdammte Fratze zerschneiden!« flüsterte er.

»Du kannst mich nicht…« Was er weiterhin sagte, ging in Gemurmel unter, aber einen Augenblick später stieß er sich ab.

Den rechten Arm führte er in einem Halbkreis. Die Bewegung war mit den Augen kaum zu verfolgen, und Mario bewies in diesem Moment, daß er noch nichts verlernt hatte.

Der Stahl traf seitlich und schräg angesetzt die tanzende Flamme, und Mario brüllte plötzlich auf. Niemand hatte genau gesehen, was geschehen war, alles ging einfach zu schnell, aber der junge Musiker bekam die Folgen zu spüren.

Sie waren grauenhaft.

Die Flamme versengte ihn nicht einmal, sie beeinflußte ihn allerdings, und er tat etwas, das er selbst nicht tun wollte, denn von nun an wurde er von anderen Kräften gelenkt.

Eine für ihn nicht feststellbare Kraft schleuderte ihn zurück, weg von der Flamme, gleichzeitig drehte sich das Stilett in seiner Hand, so daß die Klinge nicht mehr aus der Faust hervorschaute, sondern nach innen zeigte, in Richtung Handgelenk.

Dann stach sie zu.

Mario brüllte.

Es war schrecklich. Die anderen drei hatten einen Menschen noch nie so schreien hören, und sie sahen, wie das schmale Stilett zu Boden fiel, verfolgt und begleitet von dicken Blutstropfen, denn die Kraft des Teufels hatte dafür gesorgt, daß sich Mario Melano selbst in seinen Handteller schnitt.

Er spürte zwar die Schmerzen, konnte wohl nicht fassen, was genau passiert war. Erst als er die Hand drehte und auf die Fläche schaute, wurde es ihm bewußt.

Dort klaffte eine Wunde.

Und Mario konnte kein Blut sehen. Vor allen Dingen dann nicht, wenn es sein eigenes war. Deshalb schrie er weiter. Und seine Schreie gellten durch das Studio.

Aber der Teufel hatte seine Demonstration noch nicht beendet. Er nahm sich weiterhin Mario Melano vor. Der junge Musiker bekam einen mörderischen Schlag von dem Unsichtbaren. Er wurde fast bis an den Ausgang des Studios katapultiert, sackte dort auf den Rücken und blieb benommen liegen.

Aus der Wunde pumpte das Blut. Es hinterließ dicke Flecken auf dem Boden, daran war nun nichts zu ändern.

Mario blieb liegen.

Seine Schreie waren leiser geworden. Nur mehr ein schweres Stöhnen und Wimmern drang aus seinem Mund.

Plötzlich machte sich das selbständig, was bisher um seinen Hals hing.

Es war das kleine Geschenk, das Kid Larson ihnen allen überlassen

hatte. Das dunkle Herz, das an einer so seltsamen Schnur hing. Den Anziehungskräften der Erde entgegengesetzt, stieg es plötzlich in die Höhe und schwebte über Marios Gesicht.

Dort blieb es auch.

Bevor der Teufel weiterhin seine höllischen Aktivitäten weiterführte, begann er zu sprechen. Abermals drang seine rauhe Stimme aus der noch immer dicht über dem Boden schwebenden Flamme.

»Ihr seid der Hölle versprochen. Und was mir einmal übergeben wurde, lasse ich nie mehr laufen. Das müßt ihr euch merken. Habt ihr verstanden?« Er wartete die Antwort der anderen nicht ab und rechnete mit einer Zustimmung. »Deshalb habe ich euch bewiesen, was mit demjenigen geschieht, der mir nicht zu Willen sein will. Ich hätte ihn töten können, aber ich nahm davon Abstand, da ihr noch meine Pläne erfüllen sollt. Zunächst einmal werde ich euch ganz und gar zu meinen Diener machen. Dabei fange ich bei ihm an. Schaut hin!«

Nach diesen Worten merkten Sena, Slick und Benson, daß sie sich wieder bewegen konnten. Durch irgendeinen Zauber hatte der Satan ihre Starre aufgehoben.

Sie schauten zu, was mit dem anderen geschah.

Dabei spielte das in der Luft und dicht über dem Gesicht des jungen Mannes schwebende schwarze Herz die hervorstechende Rolle. Es bewegte sich wieder und begann mit einer Wanderung.

Sie führte zum Körper hin.

Noch immer hing das Band um Marios Hals, es blieb auch dort und spannte sich nur, während das schwarze Herz allmählich auf seinen Brustkasten zuwanderte.

Etwa eine Handlänge darüber kam es zur Ruhe.

Jeder war gespannt.

Und ein jeder fürchtete sich vor dem Unausweichlichen.

Noch Sekunden ließ der Teufel ihnen, dann setzte er abermals seine Kräfte ein, und das schwarze Herz senkte sich allmählich zur Brust des Musikers.

Die Berührung.

Für einen winzigen Moment nur. In dem Augenblick sahen die atemlos Zuschauenden das rotgrüne Flimmern, und als es verlöschte, war auch das kleine Herz nicht mehr zu sehen.

Etwas Unvorstellbares, Unheimliches war geschehen. Durch die magische Kraft der Hölle war es dem Herz gelungen, in den Körper des Mannes zu gelangen.

Mario war nun ein Gezeichneter. In ihm schlug nicht mehr das normale Menschenherz, sondern das des Teufels!

Er hatte ein höllisches Andenken bekommen!

Keiner gab einen Kommentar ab. Die drei Mitglieder der Gruppe

standen da und waren nicht fähig, etwas zu tun.

Heart and Devil.

Herz und Teufel, so hatten sie sich genannt. Und das war auf eine schaurige Art und Weise bestätigt worden. Nun konnten sie ihren Namen zu Recht tragen.

Sie gehörten dem Teufel. Das wußte ein jeder, und keiner wagte, dagegen aufzumucken.

Mario Melano lag noch immer am Boden. Er wirkte in diesen Augenblicken wie eine Leiche, bis plötzlich ein Ruck durch seine Gestalt lief, die Arme anfingen zu zittern und sich dies auch auf den gesamten Körper bis hin zu den Fußspitzen übertrug. Es war wie ein Startsignal.

Plötzlich brauchte er nicht mehr liegen zu bleiben. Er stand auf, starrte auf seine Hand und begann zu lachen.

Es war ein seltsames Gelächter. Nicht hoch, schrill oder kreischend, sondern eher wissend, leise und gleichzeitig kichernd.

»Da!« schrie er plötzlich und unterbrach sein Lachen. »Da, seht es euch an!« Er drehte die Hand, so daß die anderen drei auf die Innenfläche schauen konnten.

»Blickt genau hin! Seht ihr die Wunde? Nein, das könnt ihr nicht. Ich sehe sie auch nicht. Sie ist nicht mehr da, verschwunden! Und wißt ihr auch weshalb?« Er duckte sich ein wenig zusammen und streckte dabei seinen Kopf vor. »Das ist sehr leicht zu erklären. Ich werde es euch sagen. Ihr braucht gar nichts zu tun. Ihr könnt die Wunde nicht mehr sehen, weil sie der Satan geheilt hat. Er hat sich auf meine Seite gestellt. Sein Herz schlägt jetzt in meiner Brust. Habt ihr gehört. Sein Herz! Ich bin derjenige, der ihm Untertan ist. Ich spüre seine Kraft in mir und weiß, daß große Aufgaben nicht nur auf mich, sondern auch auf euch hier warten. Habt ihr verstanden? Große Aufgaben wird uns der Teufel geben, und wir werden ihn nicht enttäuschen, das kann ich euch versprechen. Der Satan steht allein auf unserer Seite. Nur auf unserer.«

Die drei übrigen Mitglieder der Gruppe schwiegen. Ihnen war die Wandlung des Freundes zu unheimlich geworden. Sie konnten es noch nicht fassen, denn ihr Denken war menschlich. Zwar hatte sie Satans Anblick geschockt, doch sie reagierten noch nicht in seinem Sinne. Das würde sich ändern.

Mario ließ sich nicht aufhalten. Mit nahezu strammen Schritten ging er weiter vor und sah zu, daß er die Flamme erreichte.

Keiner hielt ihn auf.

Sena wirkte zwar für einen Moment so, als wollte sie etwas sagen, doch sie hielt den Mund und wartete, was weiterhin geschehen würde.

Die Flamme und der Teufel!

In diesem Fall bildeten beide zusammen ein und dieselbe Person.

Und sie allein war Mario Melanos Ziel. Seine Furcht hatte ihm der Satan genommen. Mario streckte sogar seine Hände aus. Sie glitten in die Flamme hinein, während er seine Finger bewegte wie ein Klavierspieler.

»Nichts!« rief er laut. »Nichts passiert mit mir. Selbst das Feuer kann mich nicht verbrennen, weil mir der Teufel den nötigen Schutz gibt. Ach, ich liebe das Höllenfeuer. Es wärmt mich, es gibt mir Kraft, aber es verbrennt mich nicht. Habt ihr gehört, seht ihr es? Es verbrennt mich nicht!«

Er freute sich wie ein kleines Kind, während er seinen Körper drehte, wobei er zusah, daß die Flamme auch noch an seinen Hosenbeinen emporlecken konnte.

Es war herrlich für ihn.

Eingehüllt stand er plötzlich in diesem Feuerschweif, der länger und länger wurde, sich dabei so weit in die Höhe schob, daß das Gesicht des Teufels mit dem des Menschen übereinstimmte.

Plötzlich besaß Mario nicht mehr seine eigenen Züge, sondern die des Satans.

Eine Teufelsfratze starrte die anderen an!

Ihnen stockte der Atem. So etwas hatte bisher keiner von ihnen gesehen. Das hatten sie nicht einmal in ihren kühnsten Träumen erwartet, und sie begriffen, welch eine Macht die Hölle und deren Gestalten über die Menschen bekommen konnte.

Eingehüllt von der tanzenden Flammenzunge stand ihr Freund Mario da und verbrannte nicht. Durch seine Wandlung war er selbst zu einem Teil der Hölle geworden. Zu einem winzigen Mosaikstein im Relief des Schreckens.

Minutenlang genoß er das Höllenfeuer, während sich hinter der Teufelsfratze sehr schwach die Umrisse seines Gesichts abzeichneten.

Man mußte jedoch genau schauen, um es erkennen zu können.

Als erster löste sich Slick aus der Erstarrung. Er schluckte zweimal den unsichtbaren Kloß herunter, der sich in seiner Kehle festgesetzt hatte, und versuchte, sich zu bewegen.

Es klappte.

Keine Kraft hielt ihn mehr auf. Er konnte zu Sena schreiten, die ihn anblickte und gleichzeitig durch ihn hindurchsah. Ihr Gesicht schien eingefroren zu sein, denn sie konnte das alles noch nicht fassen, was sich in den letzten Minuten ereignet hatte.

Slick legte seine Hand auf Senas linke Schulter. Erst als sie diese Berührung spürte, wurde sie wieder aufnahmefähig. Sie schaute ihn direkt an.

»Hast du es genau gesehen?«

»Ja.«

»Und mit uns wird das gleiche geschehen!«

Der Teufel hatte sie gehört. Seine Stimme schien aus Marios Mund zu kommen, als er die Antwort gab. »Ja, mit euch wird das gleiche geschehen. Mein Freund Kid Larson hat euch den kleinen Talisman gegeben. Und erinnert euch genau. Von dem Zeitpunkt an, als ihr ihn bekamt, ging es mit euch bergauf. Oder glaubt ihr etwa, daß ihr dieses nur allein eurem Können zu verdanken hattet? Nein, ich habe dafür gesorgt, daß aus euch etwas wird. Meine Kraft war immer bei euch, ich habe euch geleitet und war bereits euer Manager, bevor ihr überhaupt daran dachtet. Nun bin ich erschienen, um meine Provision zu holen. Geld will ich nicht haben. Dieses Zahlungsmittel gilt in der Hölle nicht. Aber ich will euch und ich will andere. Dafür werde ich Sorge tragen, daß ich beides bekomme. Leider mußte ich einen Diener abgeben, denn euer Freund Kid Larson lebt nicht mehr. Er ist meinem Feind in die Hände gelaufen. Das spielt aber keine Rolle mehr, denn jetzt habe ich euch.«

Kid Larson tot?

Jeder dachte wohl diesen einen Satz. Im Normalfall hätten sie Trauer gezeigt und wesentlich anders reagiert, doch hier, in dieser unwirklichen Lage, nahmen sie es schulterzuckend hin.

Kid gab es nicht mehr. Okay, auch ohne seine Mithilfe war die Gruppe Heart and Devil groß geworden. Keiner hatte mehr etwas gegen eine Mitwirkung des Teufels als Manager einzuwenden.

»Ihr habt alles verstanden?« fragte der Satan aus dem Mund ihres Freundes Mario.

Sie nickten.

»Gut!« hörten sie den Teufel sprechen, »dann kommen wir mal zu dem großen Plan und zu dessen Durchführung…«

***

Weder Suko noch ich wußten, woher das Blut kam, das im Gesicht der Frau klebte, aber uns beiden war klar, daß wir Mrs. Larson aus der Gefahrenzone schaffen mußten.

Diesmal war Suko schneller.

Bevor ich mich lösen konnte, hatte er die Frau erreicht, packte sie und drehte mit ihr ab, um in den Teil des Zimmers zu gelangen, wo ein großer Kleiderschrank stand. Zwischen Wand und Schrank befand sich eine freie Stelle. In die schob mein Freund Mrs. Larson.

Ich war nicht untätig geblieben. Einen Schritt brauchte ich nur zu gehen, um den Karton zu erreichen, von dem die Frau gesprochen hatte.

Neben ihm blieb ich stehen, starrte hinein und sah einige Kleidungsstücke sowie eine Kladde.

Das alles war normal.

Als unnormal bezeichnete ich das Blut. Es hatte sich ausgebreitet und

die Kleidung getränkt. Auch auf dem schwarzen Einband der Kladde hatte es seine Spuren hinterlassen, ebenfalls an den Innenrändern des Kartons. Dort klebten die großen, roten Flecken wie ausgelaufene Tinte.

Das war es bestimmt nicht.

Ich bückte mich. Weshalb hatte das Gesicht der Frau diese makabre Veränderung erfahren müssen?

Eine Antwort fand ich nicht, suchte weiter und hörte im Hintergrund die Stimmen von Suko und Mrs. Larson. Mein Freund und Partner versuchte die Frau zu beruhigen, die heftig schluchzte.

Mit spitzen Fingern räumte ich einige Hemden zur linken Seite des Kartons und sah plötzlich einen Gegenstand, der überhaupt nicht zu dem übrigen Inhalt passen wollte.

Es war ein schwarzes, an der Oberfläche zerstörtes Teil, von dem nur mehr die untere Hälfte übriggeblieben war.

Dieses Teil sah aus wie ein Talisman. Es hing an einer Schnur, ähnlich wie mein Kreuz an der Kette. Ich faßte die Schnur an, zog sie in die Höhe und nahm damit den Talisman aus dem Karton.

Nun konnte ich ihn mir genauer ansehen.

Sofort fiel mir auf, daß er eine herzförmige Form aufwies und in seinem Innern mit Blut gefüllt gewesen sein mußte, denn zahlreiche Reste klebten noch an der unteren Hälfte.

Wem gehörte das Herz?

Ich drehte mich um. Dabei rief ich nach Mrs. Larson, die aufschaute und auch erkannte, was ich in der Hand hielt. Plötzlich wurde sie blaß.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Nichts, aber…«

Suko führte sie aus der Ecke weg. Er hatte ihr Gesicht notdürftig gereinigt. Das mit Blut befleckte Tuch hielt er noch in der rechten Hand.

Zudem stützte er Mrs. Larson auch.

»Sie kennen das Teil?« fragte ich.

»Ja, es ist ein Herz.«

»Welche Bewandtnis hatte es damit?«

»Es gehörte meinem Sohn.«

»Hat er es geschenkt bekommen?«

Mrs. Larson nickte. »Leider weiß ich nicht, wer es ihm gegeben hat.«

»Haben Sie nie danach gefragt?« wollte Suko wissen.

»Einmal, aber sie glauben nicht, was da los war. Er schrie mich an, und er sagte mir, daß er es von seinem besten Freund bekommen hätte. Den Namen kannte ich nicht.«

»Es muß der Teufel gewesen sein«, erwiderte Suko.

»Der Teufel?« hauchte die Frau.

»Ja«, bestätigte auch ich. »Nach all den Vorfällen gibt es für uns keine andere Möglichkeit. Ihr Sohn hatte ja, wie Sie selbst sagten, Mrs. Larson, mit dem Teufel zu tun…«

»Schon«, gab sie zu. »Ich hätte nur nicht gedacht, daß dies so ernst sein würde.«

»Noch ernster, Mrs. Larson. Alles, was wir nicht begreifen und auf schwarze Magie zurückzuführen ist, kann man überhaupt nicht ernst genug nehmen. Das müssen Sie sich merken.«

Beinahe flehentlich schaute sie mich an. »Verstehen Sie doch, Oberinspektor, das ist für mich alles so unbegreiflich, so unfaßbar! Ich wußte bis vor kurzem überhaupt nicht, daß es solche Dinge gibt. Es tut mir leid, wenn ich…«

»Schon gut, entschuldigen Sie. Ich habe vielleicht ein wenig zu heftig reagiert. Es sind natürlich zahlreiche Fragen aufgeworfen worden. Wir können das als Tatsache nicht einfach so hinnehmen, verstehen Sie, Mrs. Larson?«

»Sie haben recht. Was kann ich tun?«

»Kommen Sie mit in die Küche.«

Dort führte Suko die Frau zu einer Schlafcouch, auf der sie sich niederließ. »Hier hat Kid immer geschlafen«, sagte sie mit kaum verständlicher Stimme.

Ich besorgte ihr ein feuchtes Tuch. Damit wischte sie die Reste des allmählich eintrocknenden Bluts aus dem Gesicht.

»Eigentlich hatte ich nur den Karton holen wollen, da ist es dann passiert. Ich wunderte mich über das Herz. Es lag auf den Sachen, und plötzlich explodierte es. Dann sah ich wirklich nur rot, denn das Blut war überall.«

»Es kam aus dem Herz?«

Sie nickte mir zu. »Ja.«

»Wem könnte das Blut gehört haben?« wandte sich Suko an die Frau.

»Ich weiß es doch nicht, Mister. Ich weiß es wirklich nicht. Mit Kid hatte ich kaum Kontakt; Jetzt fällt mir jedoch ein, daß er mich einmal gebeten hatte, als ich ihn im Gefängnis besuchte, mir seinen Talisman zu bringen. Ich bin nicht mehr dazu gekommen, weil er ja…« Sie schluckte. »Na ja, Sie wissen schon.«

Ja, wir wußten Bescheid.

»Vielleicht ist es das Blut des Teufels«, vermutete die Frau.

Das konnte natürlich sein, obwohl ich nicht so recht daran glauben wollte und es auch sagte.

»Nein, ich meine, daß dieses Blut Ihrem Sohn gehört hat. Es war praktisch das Opfer für den Teufel.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wir beschäftigen uns beide mit diesem Thema, Mrs. Larson. Da kann uns nichts mehr so leicht erschüttern.«

»Das merke ich inzwischen auch.«
»Das Blut Ihres Sohnes hat ihn mit dem Teufel verbunden, und ich wette darauf, daß er nicht der einzige gewesen ist, der dem Satan verfiel.«
»Wie meinen Sie das?«
»Nun ja, er spielte in einer Gruppe, und deren Name ist eigentlich bezeichnend. Heart and Devil. Das Herz haben wir gesehen, das Blut ist ein besonderer Saft. Enorm wichtig für das Leben, aber auch für die Hölle.«
»Dann meinen Sie, daß auch andere…?«
»Wir müssen damit rechnen«, unterbrach ich die Frau. »Ich möchte von Ihnen nur gern die Namen der anderen Gruppen-Mitglieder erfahren, wenn es Ihnen möglich ist.«
»Lassen Sie mich mal überlegen.« Sie beugte sich vor und stützte das Kinn auf ihren Handballen. »Da wäre zunächst einmal das Mädchen. Es heißt Sena, glaube ich. Ja, Sena, jetzt fällt es mir wieder ein. Dann gab es einen, den sie Pigeye nannten. Mit Nachnamen heißt er Benson. Und der andere hatte einen italienischen Namen. Mario.«
»Wer von denen führte die Gruppe?« fragte Suko.
Mrs. Larson schlug sich gegen die Stirn. »Himmel, den habe ich ganz vergessen. Das ist Slick.«
»Nur Slick?«
»Mehr weiß ich nicht.«
»Und wo traten die fünf immer auf?«
»An sich überall…«
»So meine ich das nicht, Mrs. Larson. Es muß doch einen Ort gegeben haben, wo sie probten…«
»Ja, den gibt es«, erklärte die Frau. »Der Ort liegt nicht einmal weit von hier. In einem Schuppen auf einem Hinterhof.«
»Schuppen?« fragte Suko. »Wer soviel verdient, besitzt in der Regel ein großes Studio oder hat zumindest eines gemietet.«
»Ich habe mich falsch ausgedrückt«, erwiderte die Frau.
»Schuppen wurde er nur genannt. Tatsächlich aber soll der Bau innen mit allen Schikanen ausgerüstet sein.«
»Das ist natürlich etwas anderes«, sagte ich.
»Wollen Sie den genauen Ort wissen?«
»Gern.«
Sie stand auf, öffnete die Tür im unteren Teil des Küchenschranks und holte einen Stadtplan hervor. Auf dem Tisch breitete sie ihn aus. Wir beugten uns mit ihr gemeinsam über den Plan.
Mit dem Finger fuhren wir über das Papier und stellten fest, daß sich der Schuppen nicht einmal weit entfernt befand. Man konnte ihn sogar zu Fuß erreichen.
Ich nickte Mrs. Larson zu. »Sie haben uns sehr geholfen«, sagte ich.

»Dafür danken wir Ihnen.«

Die Frau wurde verlegen. »Es kann ja nur zum besten sein, nicht wahr.«

»Das stimmt.«

»Was werden Sie denn jetzt machen?«

Ich wich einer direkten Antwort aus und erkundigte mich, ob ich das zerstörte Herz behalten dürfte.

»Ja, nehmen Sie es mit, wenn es Ihnen hilft. Ich will daran nicht mehr erinnert werden.«

»Wissen Sie, ob es noch andere dieser Herzen gibt?«

»Nein, aber…«

»Es müßte, John«, sagte Suko. »Vielleicht hat jedes Mitglied der Gruppe so ein Herz bekommen, das jeweils mit dem Blut des Trägers gefüllt ist.«

»Ja, das kann sein«, erwiderte ich. »Es würde auch gleichzeitig bedeuten, daß weitere lebende und magische Zeitbomben herumlaufen.«

»Leider.«

»Ich verstehe nicht«, wandte sich Mrs. Larson an uns. »Was ist, bitte sehr, eine magische Zeitbombe?«

»Seien Sie froh, daß Sie es nicht wissen und damit auch nichts zu tun haben«, erwiderte ich lächelnd. »Alles andere ist jetzt unsere Sache. Nochmals, vielen Dank für Ihre Hilfe!«

»Und ich bin nicht mehr in Gefahr?« fragte sie zum Abschied.

Ich lächelte. »Das wollen wir doch nicht hoffen. Der Teufel wird sich auf andere Personen konzentrieren, als ausgerechnet auf Sie, Mrs. Larson.«

Sie nickte.

Als ich die Türklinge in der Hand hielt und Suko bereits auf dem Flur stand, sah ich Tränen in ihren Augen. Niemand kann so hart sein. Der Tod eines bekannten oder geliebten Menschen läßt bei dem anderen immer Spuren zurück.

Auf dem Weg nach unten und beim erneuten Hineintauchen in den Fischgestank meinte Suko: »Der Teufel ist in letzter Zeit wieder verdammt aktiv.«

»Das kannst du wohl sagen.«

»Zuerst diese Video-Sache, dann der Totenvogel, den ich ja leider nicht erlebt habe und das Ding hier mit dieser Pop-Gruppe. John, was kann dahinterstecken?«

»Vermutungen helfen uns nicht weiter.«

»Du weißt es also auch nicht genau.«

»Nein, aber ich denke daran, daß Asmodis versucht, sich überall Helfer zu holen. Irgendwie schlägt er wahllos zu.«

»Eine Panik-Reaktion kann ich mir bei ihm nicht vorstellen«, meinte

der Chinese.

»Nein, im Prinzip nicht. Nur haben sich die Vorzeichen ein wenig verschoben. Jane Collins besitzt den Würfel des Unheils. Sie ist eine Feindin des Teufels. Als Wikka noch existierte, war er für sie der Größte überhaupt. Und jetzt will sie ihn bekämpfen. Das ist auch für den Teufel nicht leicht zu verdauen.«

In der Tat war Jane Collins wieder zu einem großen Problem geworden. Sie diente zwar nicht mehr dem Satan, dennoch stand sie nicht auf unserer Seite. Jane war gewissermaßen zu einem Zwitter geworden. Über ihre eigentliche Position war ich mir noch längst nicht im klaren. Da standen uns viele Überraschungen bevor, wie ich eine davon in dem unheimlichen Video-Keller des Mike Broicher erlebt hatte.

Wir gingen das Stück bis zu unserem Wagen. Als wir bereits Sichtkontakt hatten, meinte Suko grinsend: »Bin gespannt, ob die Reifen noch normal sind.«

»Hör auf zu unken, sonst gehst du wirklich zu Fuß.«

»Wieso? Ich kann meine Harley nehmen.«

Er brauchte es nicht. Wir fanden den Bentley so vor, wie wir ihn verlassen hatten.

Unser nächstes Ziel lag nicht weit entfernt. Und ich wurde allmählich das Gefühl nicht los, daß die Zeit drängte…

***

Zu Fuß wären wir tatsächlich schneller gewesen. So mußten wir herumkurven, bis wir es schafften und eine Zufahrt fanden, die uns auf einen Hinterhof führte.

Die Zufahrt konnte man als einen festgestampften Lehmweg bezeichnen. Er besaß noch einige Macken, denn der Wagen begann hin und wieder zu schaukeln.

Wir sahen auch die Baracke oder den Schuppen, der für die Gruppe zu einer zweiten Heimat geworden war.

Von außen sah der Bau wirklich nicht interessant aus. Ein Gebäude, das seine Jahre bereits auf dem Buckel hatte. Die ehemals roten Ziegelsteine besaßen einen grauschmutzigen Belag.

Natürlich waren wir nicht allein. Zwar hatte es sich zu dieser Nachmittagsstunde wieder abgekühlt, diese Tatsache hielt zahlreiche Menschen nicht davon ab, sich im Freien aufzuhalten. Vor allen Dingen Kinder und Jugendliche waren es, die sich nahe der Baracke herumtrieben und dem langsam heranrollenden Bentley mißtrauisch entgegenschauten.

Ich hatte Reifenspuren entdeckt und lenkte meinen Wagen in die breiten Rillen hinein. Wo sie endeten, stoppte auch ich.

Für einen Moment blieben wir noch im Wagen sitzen. Suko hob die

Schultern. Er sprach meine Gedanken aus.
»Das Ding sieht nicht gerade besetzt aus.«
»Leider.« Mit diesem Wort auf den Lippen stieß ich den Wagenschlag auf.
Die jugendlichen Zuschauer waren nähergekommen. Das Mißtrauen in ihren Augen hatte sich in eine offene Feindschaft gewandet.
Schwarze, Indonesier, Orientalen und auch Asiaten wie Suko bildeten mehr als die Hälfte der Zuschauer. Er wurde freundlicher angesehen als ich.
Suko nahm mein Nicken über das Wagendach hinweg wahr und wandte sich an das jugendliche Publikum. Bevor er etwas sagen konnte, trat ein schwarzgelockter Junge provozierend vor und sagte:
»Du bist ein Bulle.«
»Richtig«, erwiderte Suko.
Damit hatten die anderen nicht gerechnet. Sie waren aus dem Konzept gebracht. Suko nutzte die Gunst der Stunde, erklärte zunächst einmal, daß wir nichts von den Jugendlichen wollten, sondern es uns um Slick und seine Gruppe ging.
»Die sind weg!«
»Wißt ihr, wo sie stecken?«
»Nein.«
Auch wenn sie es gewußt hätten, wir hätten es sicherlich nicht erfahren. So jung diese Bewohner auch waren, sie stellten sich nie auf die Seite der Polizei. Das hatten sie mittlerweile von ihren Eltern gelernt. Da konnten wir fragen, soviel wir wollten, eine konkrete Antwort würden wir nicht bekommen.
Ich schaute auf die Tür. Das Schloß konnte ich nicht sehen, aber wir mußten in die Baracke hinein. Es bestand die Möglichkeit, daß wir dort wertvolle Spuren fanden.
Suko bedankte sich trotzdem für die Auskünfte und warf mir einen fragenden Blick zu.
Ich wußte, was er wollte und sagte: »Okay, versuchen wir es mal. Hast du dein Besteck dabei?«
»Klar.«
Mit diesem Besteck bekamen wir fast jedes Schloß auf.
Natürlich wurden wir beobachtet, und wir hörten auch die Kommentare, die von Dieb, über Einbrecher, bis hin zu blöden Bullen gingen. Auch einige Erwachsene füllten mittlerweile die Reihen der Kinder.
Ich werkelte am Schloß.
Auf Einzelheiten möchte ich aus bestimmten Gründen verzichten, aber wir bekamen die Tür auf.
Es ist sonst nicht unsere Art, Türen zu knacken, aber in diesem Fall mußten wir versuchen, eine Spur aufzunehmen, die uns zum Teufel

hinführte.

Suko griff an mir vorbei, drückte die Klinke nach unten und betrat als erster die Baracke.

Ich schaute mich noch einmal um.

Die Zuschauerzahl hatte sich verdoppelt. Ihre Haltung konnte man zwar nicht als drohend bezeichnen, freundlich war sie aber ebenfalls nicht. Viele böse Blicke wurden mir zudem zugeworfen.

Ich hörte Suko pfeifen und wunderte mich wenig später ebenfalls über die Einrichtung.

Wir waren in einem Raum gelandet, der Ähnlichkeit mit einer exklusiven Bar aufwies. Es roch auch so. Nach scharfen Getränken und kaltem Rauch. Auf einem Tisch, der zwischen einer Ledercouch und mehreren Sesseln stand, sahen wir eine gekippte Grappaflasche. Der Rest war ausgelaufen und hatte sich über der Platte verteilt.

Die Beleuchtung konnte man als gedämpft bezeichnen. Unser Blick fiel auf eine Batterie von Flaschen. Sie standen auf blinkenden Glasregalen, ebenso wie die zahlreichen Gläser.

Hier ließ es sich schon aushalten.

Nur von den restlichen Mitgliedern der Gruppe sahen wir nichts.

Die Kinder draußen hatten uns nicht reingelegt und mit ihren Aussagen recht gehabt.

Beide suchten wir sehr intensiv nach Spuren, ohne einen Hinweis auf den Verbleib der Typen zu finden.

»Sehen wir uns mal im Studio um«, schlug Suko vor und überschritt bereits die Schwelle der Schiebetür.

Wir waren beeindruckt. Denn das, was da vor unseren Augen lag, war das Optimale der modernen Elektronik. Hier konnte man schon arbeiten.

Zwar war ich kein Fachmann, doch was man da geboten bekam, war ein Querschnitt modernster Unterhaltungs-Elektronik.

Zwei Scheinwerfer brannten. Sie befanden sich auf verschiedenen Schienen und waren jedesmal die letzten in der Reihe. Ihre schräg nach unten gerichteten Lichtkegel trafen sich in der Studiomitte auf dem blanken Boden.

Wir durchmaßen das Studio mit langsamen Schritten. Zuvor hatte ich es nicht bemerkt, nun aber kam es mir zu Bewußtsein, daß da etwas nicht stimmte.

Ich meinte nicht die Instrumente, Verstärker oder Lautsprecher, nein, das war etwas anderes. Dieser Raum besaß eine völlig fremde Atmosphäre. Nicht zu vergleichen mit der, die wir kannten und die in der Bar vorherrschte.

Auch Suko war etwas aufgefallen. Er blieb stehen und schaute zu mir rüber.

»Du merkst es auch?« fragte ich.

»Ja, es kribbelt in den Fingerspitzen.«
Ich mußte lächeln, obwohl mir nicht danach zumute war. Aber das Wort kribbeln war genau der richtige Ausdruck. Bei mir tat sich in der Richtung nichts, aber ich stellte fest, daß sich mein Kreuz bemerkbar machte.
Es war eine leichte, kaum zu spürende Wärme, die von ihm ausging und sich auf meiner Brust ausbreitete.
Das Kreuz und der Teufel!
Es gab nichts, was gegensätzlicher sein konnte.
Deshalb holte ich es auch hervor, ließ die Kette aber um meinen Hals und griff in die Tasche. Dort hatte ich das seltsame Herz verborgen, das zur Hälfte zerstört worden war.
Beim ersten Anfassen hatte es sich kalt angefühlt. Dies stimmte nicht mehr. Als ich es zwischen meinen Fingern rieb, merkte ich, daß sich das Material verändert hatte.
Es war erstens weicher und zweitens wärmer geworden.
Wahrscheinlich unter dem Einfluß des Bösen, der hier herrschte.
Ich ließ es fallen.
»Was machst du denn?« fragte Suko.
Ich schüttelte nur den Kopf und deutete auf den vor meinen Füßen liegenden Gegenstand. Die Schnur hatte einen Kreis gebildet und begann sich zu verändern.
Sie leuchtete.
Zunächst standen Suko und ich sprachlos davor, bis wir uns an die rote Farbe gewöhnt hatten und feststellen mußten, daß sie Ähnlichkeit mit Menschenblut aufwies.
Mein Kreuz setzte ich nicht ein, denn ich wollte den magischen Vorgang auf keinen Fall unterbrechen. Obwohl das Herz praktisch zerstört worden war, besaß es dennoch eine gewisse Kraft, und es konnte auch eine Verbindung mit seinem eigentlichen Herrn und Meister eingehen.
Innerhalb des Schnurkreises sahen wir schwach die Abbildung eines Gesichts.
Es war Asmodis!
Ich hielt für einen Moment die Luft an. Immer wenn ich diese Fratze sah, überkam mich die Wut. Der Teufel und ich waren Feinde, wie man sie sich stärker kaum vorstellen konnte, und wir bekämpften uns bis aufs Messer, ohne daß einer von uns einen endgültigen Sieg errungen hätte.
Die Magie war sehr schwach, aus diesem Grunde konnten wir das Gesicht des Teufels auch nicht so deutlich sehen. Daß er es allerdings war, daran gab es keinen Zweifel.
»Asmodis«, sprach ich ihn an. »Hörst du mich, Herr der Hölle?«
Ich bekam keine Antwort. Wenigstens nicht akustisch. Er war einfach

zu weit entfernt und die Magie zu träge.
Noch einmal versuchte ich es.
Statt dessen verschwand das Bild.
Suko schaute mich an. »Hast du eine Erklärung?«
Ich hob nur die Schultern.
»Vielleicht solltest du einmal das Kreuz nehmen«, schlug mein Freund und Kollege vor.
»Dann würde ich es nur zerstören.«
»Aber das Herz ist doch ein Bindeglied zwischen der Hölle und den Trägern.«
»Das schon.«
»Also müssen wir es beschwören!«
Da hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Beschwören. Sicher, aber wie, wenn ich nicht das Kreuz einsetzte und damit vielleicht alles zerstören wollte?
»Die magische Kreide«, flüsterte Suko. »Versuche es zu bannen.«
Das war die Idee. Ich hatte sie lange nicht mehr eingesetzt. In diesem Fall schien es mir angebracht zu sein. Die Kreide trug ich immer bei mir.
Sie war nicht normal, staubte auch nicht, sondern glich eher den Fettstiften, die man kaufen konnte. Nur bestand sie aus einem anderen Material, aus Tierfett und Tierblut, das einer besonderen Behandlung unterzogen wurde.
Wie das im einzelnen geschah, hatte ich bisher noch nicht herausbekommen, hoffte jedoch, daß sich dieses Rätsel für mich irgendwann einmal lösen würde.
Ich kniete mich nieder und zeichnete um Schnur und zerstörtes Herz einen Kreis.
Der Boden des Studios bestand aus Parkett. Es war noch neu, und deshalb auch ziemlich hell. Aus diesem Grunde konnten wir den dicken Strich deutlich sehen, den die Kreide hinterlassen hatte.
Sie besaß eine violette Farbe mit einem Stich ins Rötliche.
Als sich der Kreis geschlossen hatte, sahen wir bereits erste Reaktionen.
Die Schnur wurde unruhig. Hatte sie zuvor still gelegen, so wellte sie sich nun zusammen. Sie erinnerte mich dabei an einen Regenwurm.
»Machst du weiter?«
Sukos Frage war gut. Wenn ich mit härteren Mitteln aufwartete, würde ich die Magie vielleicht zerstören. Andererseits würden wir möglicherweise eine Antwort auf unsere Fragen bekommen.
Also malte ich Kreuze darauf.
Vier an der Zahl, und ich zeichnete sie haargenau an die äußeren Grenzen des Kreises, so daß dieser soeben berührt wurde.
Jetzt mußte es sich zeigen.

Und wir sahen die Reaktion. Ohne daß wir eine Formel gesprochen hatten, entfaltete sich die Schwarze Magie der Schnur. Sie war hervorgelockt worden, und mit einer kaum zu verfolgenden Schnelligkeit wurde die Schnur in die Höhe geschleudert, wischte zwischen unseren Gesichtern hindurch und fand ein Ziel.

Sie schlug in einen Verstärker.

Magie gegen Technik.

Letztere verlor.

Im nächsten Moment geschah etwas Unvorhersehbares. Die kleine Schnur, an der noch die Reste des explodierten Herzens hingen, klatschte gegen das Metall, hieb in die äußere Haut hinein und riß dort eine Lücke.

Obwohl die Geräte nicht eingeschaltet waren, hörten wir das Knistern und sahen das Sprühen.

Eine bläuliche Funkenspur drang aus dem Apparat, schlug einen hohen Bogen und peitschte über die Erde, als wollte sie es der Schnur nachmachen.

Wir sprangen zur Seite, denn ich hatte das Gefühl, daß diese Funkenspur uns verdammt gefährlich werden konnte.

Tatsächlich.

Bevor wir uns versahen, schlugen Flammen aus dem Boden.

Gleichzeitig befand sich die andere Schnur wieder auf dem Weg zurück und hätte Suko um ein Haar erwischt.

Innerhalb weniger Sekunden hatte sich die Gesamtlage radikal verändert. Für uns wurde es kritisch.

Suko hatte sich mit einem weiten Sprung nach rechts aus der Gefahrenzone bringen können, griff zur Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis über den Boden und ließ die drei Riemen aus der Öffnung fallen.

Mit dieser Waffe wollte er die Schnur stoppen!

Konnte ihm das gelingen?

Er schlug zu.

Im selben Moment wischte der gefährliche Gegenstand wie ein abgeschleudertes Gummiband unter die Riemen der Dämonenpeitsche hinweg und jagte gegen meinen Freund.

Ich sah, daß sich der Inspektor erschreckte. Er starrte auf das glühende Band, das sich gedankenschnell um seinen rechten Arm wickelte. Ich begriff die Gefahr, in der mein Partner urplötzlich schwebte, und handelte sofort.

Auf die Schnur konnte ich keine Rücksicht mehr nehmen. Zudem breitete sich das Feuer aus, es kam auf jede Sekunde an. Ich erreichte meinen Partner mit einem Sprung und preßte das Kreuz gegen seinen Arm.

Als wären Feuer und Wasser zusammengekommen, so reagierte die

Magie meines Kreuzes. Sie war ungewöhnlich stark. Ihr hatte die teuflische Schnur nichts entgegenzusetzen. Sie verkohlte.

»Danke!« keuchte Suko.

»Jetzt aber nichts wie weg!«

Es wurde tatsächlich höchste Eisenbahn. Das Feuer, indirekt von der Hölle entfacht, breitete sich in einem wahren Inferno aus. Die Flammen hatten bereits die mit Holz getäfelten Wände erreicht und leckten an dem trockenen Material hoch.

Das Holz war bereits geschwärzt und zog sich schon zusammen.

Ich hatte das Gefühl, als würde das Material zerfließen und sich von der Wand wegbiegen.

Auch die Hitze traf uns bereits. Zudem war das Holz mit irgendeinem Material bearbeitet worden, das sich durch die Hitze löste und schädliche Dämpfe abstrahlte.

Wir liefen zum Ausgang. »Der Teufel scheint seinen Standort hier abbrechen zu wollen!« keuchte Suko.

Durch mein Nicken gab ich ihm recht.

Qualm, Dämpfe und Flammen verfolgten uns. Sie waren bereits in den ersten Raum eingedrungen und hatten uns schon überholt.

Hustend kamen wir dort an, rissen die Ausgangstür auf und wurden von der frischen Luft getroffen.

Beide taumelten wir nach draußen, atmeten tief durch und vernahmen hinter uns das Fauchen der Flammen, denn durch die eindringende frische Luft waren sie wieder angefacht worden.

Erst jetzt merkten die Neugierigen, was sich abgespielt hatte. Entsetzt wichen die meisten zurück. Jemand keifte mit gellender Stimme. »Die Bullen haben das Haus angesteckt!«

Das stimmte zwar nicht, aber wir konnten es ihm bestimmt nicht ausreden.

Ich lief zum Bentley. Ob einer der Gaffer die Feuerwehr alarmierte, war fraglich. Das wollte ich lieber selbst tun.

Rasch hatte ich eine Verbindung hergestellt und gab die genaue Alarmmeldung durch.

Ich möchte die Sache abkürzen. Minuten später war die Feuerwehr da und begann mit den Löscharbeiten. Es wurde Schaum gespritzt. Er hielt auch die giftigen Dämpfe ab.

Suko und ich hielten uns noch vor dem Ring der Zuschauer auf.

Wir schauten zu, wie die Schaumstrahlen aus den dicken Rohren spritzten und unterhielten uns dabei.

»Die Schnur, John, war des Rätsels Lösung.«

»Wieso?«

»Sie hat die Verbindung zwischen dem Teufel und seinen Dienern aufrechterhalten. Nicht nur das Herz.«

Ich stimmte meinem Partner zu, fragte mich jedoch, wie so etwas

möglich sein konnte.
»Sie bestand aus einem besonderen Material«, meinte Suko.
»Wie die Dämonenpeitsche?«
»So ungefähr.«
»Auf jeden Fall sind die Dinger gefährlich. Wenn sie, ihr Träger und der Teufel eine Verbindung eingegangen sind, verdreifacht sich die Gefahr sogar.«
Suko nickte. »Genau, John. Und es sind noch vier Typen da, die mit einer solchen Schnur und einem Herz bewaffnet sind.«
»Das kannst du laut sagen.«
»Fragt sich nur, wo wir sie finden?«
»Das müßte an sich keine Schwierigkeiten bereiten«, sagte ich.
»Wir lassen eine Fahndung anlaufen.«
Suko war einverstanden. »Meinst du denn, daß sie heute ein Konzert geben?« fragte er.
»Wäre doch möglich.«
Mir paßte der ganze Fall überhaupt nicht. Das war wieder so eine Sache, die man nicht fassen konnte. Wo man hingriff, wir packten ins Leere. Und so etwas haßte ich.
»Da wäre noch etwas«, sagte Suko.
Ich wurde neugierig. »Was meinst du?«
»Diese Bingo-Sache.«
»Glaubst du, daß dies eine Spur ist?«
»Zumindest finden wir dort die Kleine, die von Kid Larson angegriffen worden ist. Wie hieß sie noch gleich?«
Auch mir fiel der Name nicht sofort ein. Dann hatte ich ihn jedoch wieder. »Liz Brisbane.«
»Genau.«
Ich hob die Schultern. »Okay, Alter, fahren wir mal rüber. Ist ja nur ein Katzensprung. Und schaden kann es nicht.«
»Das meine ich auch.«

***

Es war uns gelungen, die Bingohalle durch einen Seiteneingang zu betreten, nachdem wir uns ausgewiesen hatten. Dem Aufpasser hatten wir sehr deutlich eingeschärft, von unserer Anwesenheit keinen Ton verlauten zu lassen. Er schwor hoch und heilig, es nicht zu tun. Sein Blick jedoch sprach das Gegenteil.
Nun standen wir in einem langen Gang und wußten nicht wohin.
Hier merkte man überhaupt nichts von dem Reiz des Bingospiels, dies hier kam uns verdammt desillusionierend vor.
Das war erst einmal die rohe Ziegelsteinmauer auf der einen Seite.
An unserer befanden sich Türen in der Wand. Namenschilder fehlten.
Suko hatte eine Tür aufgedrückt, in den dahinterliegenden Raum

geschaut und festgestellt, daß er als Lager diente.

In der eigentlichen Halle war schon etwas los. Den Lärm hörten wir gedämpft. Die Rufe des Ansagers, die Flüche der Enttäuschungen oder die Jubelschreie.

Das alles gehörte zu Bingo, dieser Lotterie des kleinen Mannes.

Wir gingen weiter. Ich hatte eigentlich vor, mit dem Besitzer der Halle zu sprechen oder zumindest mit dessen Geschäftsführer.

Außer dem Portier am Seitenausgang war uns bisher niemand begegnet.

Das änderte sich, denn vom Ende des Ganges her vernahmen wir Schritte. Zwar sahen wir die Person nicht, aber so zielstrebig ging eigentlich nur ein Mann.

Schon bog er um die Ecke.

Obwohl er uns noch nicht erreicht hatte, stufte ich ihn halbwegs richtig ein. Das war der Typ Strahlemann, der ewige Gewinner, der andere übers Ohr haute und dabei nichts von seinem unechten Lächeln verlor.

Einen weißen Anzug trug der Typ. Das Jackett besaß einen Schalkragen, wie man ihn auch bei Smokingjacken fand. Das Hemd war blau, das Halstuch ebenfalls, und aus dem Knopfloch des Revers schaute der Kopf einer roten Nelke.

Mich erinnerte der Kerl an einen Fisch. Während die Glotzaugen aus den Höhlen sprangen, hielt er das breite Lächeln bei und sagte:

»Darf ich Sie in meinem Haus begrüßen, Gentlemen?«

Er wollte uns die Hand reichen, sah unser knappes Nicken und zog die »Flosse« wieder zurück.

Die Farbe seiner Pupillen war kaum zu beschreiben. Fischig, würde ich sagen.

»Ihr Nachrichtensystem funktioniert, Mister«, sagte ich zur Begrüßung.

»Ach, nehmen Sie es dem Portier nicht übel. Aber er hat seine Anweisungen. Wenn hoher Besuch im Haus ist, um den kümmere ich mich lieber persönlich. Sie verstehen?«

»Sicher doch.«

»Darf ich um Ihre Legitimation bitten?«

Dagegen konnten wir nichts haben. Wir zeigten ihm die Ausweise, und er nickte. »Oh, Scotland Yard. Was verschafft mir denn diese Ehre?«

Wir gingen darauf nicht ein, sondern wollten seinen Namen wissen.

»Ich heiße Sylvester Prentiss.«

»Gut, Mr. Prentiss, kommen wir zur Sache.«

Er hob die Hände, und seine Fischaugen wurden noch größer.

»Bevor Sie hier fragen stellen, möchte ich betonen, daß in meiner Halle nicht falschgespielt oder manipuliert wird.«

»Davon gehen wir auch aus«, sagte Suko und überraschte Prentiss mit dieser Antwort.

»Was wollen Sie denn sonst hier?«

Ich nahm den Faden wieder auf. »Sie haben doch mehrere Angestellte. Es geht uns da um eine Frau, die bei Ihnen beschäftigt ist.«

»Liz Brisbane«, sagte Suko.

»Sie?«

Suko nickte.

Prentiss schaute uns perplex an. »Was hat sie denn angestellt? Ich kann mir nicht vorstellen…«

»Nichts«, erklärte Suko.

»Dann geht es noch um die alte Sache?«

»Scharf kombiniert, Mr. Prentiss«, erwiderte ich. »Wenn Sie so freundlich sein wollen und Liz Brisbane holen würden…«

Er nickte, und es glich schon fast einer Verbeugung.

»Selbstverständlich, Gentlemen, ich bin immer froh, wenn ich der Polizei helfen kann. Wenn ich Sie in mein Büro bitten dürfte?«

Er durfte. Mir war der Kerl nicht geheuer. Zudem schien er tatsächlich froh zu sein, daß wir wegen Liz gekommen waren und uns nicht nach anderen Dingen erkundigt hatten. Vielleicht war seine Bingohalle doch nicht ganz sauber. Ich erinnerte mich daran, von Razzien gehört zu haben, die Kollegen durchgeführt hatten. Da war so manches Mal in den Hallen Rauschgift gefunden worden, denn es gab zahlreiche Dealer, die bei den Bingo-Gewinnern versuchten, ihren Stoff an den Mann zu bringen.

In seinem Büro fiel sofort der große Flipper auf. Auch die beiden ausgedienten Spielautomaten, die, wie auch der Monitor, an den Wänden hingen. Er war eingeschaltet und zeigte einen Ausschnitt der Halle.

Wir sahen die langen Tische, an denen die Spieler saßen und ihre Bingokarten vor sich liegen hatten. Die Nummern verglichen sie mit der großen elektronischen Anzeigetafel an der Stirnseite der Halle, und sie hörten auch eine Stimme, die die Zahlen jedesmal wiederholte.

Das Spiel war in vollem Gang.

»Ist die Halle voll?« fragte ich.

»Nein«, wurde mir erwidert.

»Wo arbeitet Miß Brisbane eigentlich?« wollte Suko wissen.

»Sie gehört zu den Mädchen, die Karten austeilen.«

»Ist sie zuverlässig?«

Prentiss nickte, während er zum Telefonhörer griff und wählte. Er sprach mit einer Kathy und bat sie, Liz in sein Büro zu schicken.

»Ja, es ist sehr dringend«, fügte er noch hinzu, bevor er auflegte und

sich uns zuwandte. »Wissen Sie, wir haben rationalisiert. Wenn Sie Miß Brisbane lange von der Arbeit abhalten, muß jemand einspringen und seine eigene Arbeit…«

»Es reicht, Mr. Prentiss«, sagte ich. »Wahrscheinlich dauert es nur einige Minuten.«

»Das wäre gut.« Er rieb sich die Hände und bot uns etwas zu trinken an.

Wir lehnten ab.

»Es soll aber keine Bestechung sein«, sagte er.

»So haben wir es auch nicht aufgefaßt«, erwiderte Suko. »Dennoch möchten wir Abstand nehmen.«

»Wie Sie wollen.«

Jemand klopfte zaghaft an die Tür. Es war Liz Brisbane, die auf das »Come in« öffnete und sich langsam über die Schwelle schob.

Anscheinend gefiel es ihr nicht, daß sie zu ihrem Boß gerufen worden war.

Sie trug Arbeitskleidung. Eine blaue Kostümjacke mit Namensschild und einen Faltenrock in derselben Farbe. Ein wenig keck sah die Kopfbedeckung aus. Sie besaß Schiffchenform und war von beiden Seiten bedruckt. In roten Lettern stand dort jeweils das Wort Bingo.

Liz Brisbane machte einen scheuen, schüchternen Eindruck. Sie war ein wenig blaß, trug eine Brille, und an der linken Wange bis zum Hals ein Pflaster. Das letzte Andenken an ihre Verletzung. Sie schien aus Irland zu stammen, denn die Haare unter dem Käppi leuchteten in einem kräftigen Rostrot, Ihr Alter schätzte ich auf oder 20.

Freundlich lächelte ich sie an. »Bitte, treten Sie doch näher, Miß Brisbane. Wir beißen nicht.«

Sie durfte sich setzen und erfuhr unsere Namen. Sie legte die Hände in den Schoß, schaute hoch und fragte: »Geht es immer noch um diese alte Sache?«

»Ja«, sagte ich.

»Aber Kid ist doch eingesperrt worden. Man hat mir gesagt, daß ich keine Angst mehr vor ihm zu haben brauche.«

»Das brauchen Sie auch wirklich nicht«, beruhigte ich sie. »Kid Larson ist tot!«

»Was?« Erschreckt weiteten sich ihre Augen. Die Bewegungen wurden fahrig. »Aber er war noch so jung…«

»Er ist auch nicht auf normale Weise umgekommen, Miß Brisbane.«

»Hat man ihn gekillt?« fragte Prentiss.

»So ungefähr.«

Liz nickte vor sich hin. Sie war zunächst einmal nicht ansprechbar, und wir ließen ihr auch die Zeit. Ich bot ihr eine Zigarette an, die sie dankend entgegennahm. »Was wollen Sie denn jetzt von mir?«

»Uns interessiert er noch als Toter. Sie kannten ihn, nicht wahr?«

»Flüchtig.«
»Weshalb hat er sie angegriffen?«
»Ich weiß es nicht«, flüsterte Liz. Sie schaute noch immer zu Boden. Der Glimmstengel verqualmte zwischen Zeige- und Mittelfinger.
»Ich weiß es wirklich nicht…«
»Haben Sie nie zuvor mit ihm geredet?«
»Doch, schon…«
»Und?«
»Allgemein, wissen Sie. Was man sich halt so erzählt, wenn man sich flüchtig kennt. Später spielte er dann in der Gruppe. Da war ich sowieso nicht mehr gut genug für ihn.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Es war so, Sir. Am Anfang, als er spielte, hat er mich immer übersehen, immer vorbeigeschaut, wenn wir uns zufällig trafen. Später dann hat er mich wieder angesprochen. Aber so komisch. Er sprach von einem schwarzen Reich, von der Hölle.«
»Auch vom Teufel?« warf Suko ein.
»Natürlich. Den verehrte er ja. Der war sein großes Vorbild. Schrecklich, nicht wahr, wenn man sich den Teufel als Vorbild aussucht. Ich kann damit nichts anfangen.«
»Aber er?«
Sie nickte. »Und wie. Er redete sogar von meinem Blut. Das Blut eines Mädchens wäre für den Teufel noch immer das beste, was dieser bekommen könnte. Und er fragte mich, ob ich bereit wäre, ihm das Blut zu geben.«
»Was haben Sie geantwortet?« Diese Frage stellte ich.
»Nichts. Ich ließ ihn stehen, weil mir seine Reden schreckliche Angst einflößten. Danach habe ich ihn tagelang nicht gesehen, bis er plötzlich erschien, ein Messer zog, mich in die Enge trieb, wieder vom Blut sprach und zustach. Er hat mich an drei Stellen verletzt. Zweimal am Körper und einmal im Gesicht.« Liz begann zu weinen und berichtete mit stockender Stimme weiter. »Zum Glück kam jemand hinzu, und da ist er verschwunden.«
Wir schwiegen für eine Weile. Schließlich fragte ich weiter. »Ist er nach dieser Tat noch einmal mit Ihnen in Verbindung getreten, Miß Brisbane?«
»Nein.«
»Und seine Freunde?«
»Sie meinen Slick, Sena und die anderen?«
»Genau die.«
Liz hob die Schultern. »Zu Ihnen hatte ich überhaupt keinen Kontakt. Ich weiß gar nicht, ob die mich kennen. Die hatten plötzlich einen rasenden Erfolg. Sie nannten sich Heart and Devil. Herz und Teufel, sehr seltsam.«

Da stimmten wir ihr zu.
»Mögen Sie die Musik der Gruppe?« erkundigte sich Suko.
»Ein wenig schon. Sie spielen guten Rock. Nur sind ihre Texte etwas komisch, meine ich.«
»Wieso?«
»Sie sind irgendwie negativ. Nicht gesellschaftspolitisch, sondern anders. Die Texte berichten von einer schrecklichen Welt, von Finsternis, Horror und Teufel. Davor habe ich mich schon des öfteren gefürchtet.«
Ich schlug ein Bein über das andere. »Es ist ja so, Miß Brisbane. Kid Larson lebt nicht mehr. Ihn können wir deshalb nicht fragen. Allerdings würden wir uns gern mit den Mitgliedern der Gruppe Heart and Devil unterhalten. Wissen Sie zufällig, wo diese sich aufhalten?«
Liz schaute mich direkt an. »Wollen Sie jetzt mit Ihnen sprechen, Sir?«
»Das wäre uns ganz lieb.«
»Dann kommen Sie mit.«
»Wieso?«
»Die Leute sind hier!«
Suko und ich mußten sie so erstaunt angesehen haben, daß sie trotz ihres Zustands zu lachen anfing. »Was ist mit Ihnen? Habe ich vielleicht etwas Falsches gesagt?«
Ich schüttelte den Kopf. »Das nicht. Aber sind Sie sicher, daß sich die Gruppe in der Nähe befindet?«
»Sogar in der Halle.«
»Und was machen sie dort?« fragte Suko.
»Sie spielen Bingo!«
Sie spielten Bingo. Einfach so. Das wollte in meinen Schädel nicht hinein, und ich schüttelte den Kopf. Da gaben wir uns diese Mühe, sie zu finden und hörten nun, daß sie praktisch nur mehr wenige Yards entfernt saßen und Bingo spielten. So etwas schlug wirklich dem Faß den Boden aus.
Sylvester Prentiss räusperte sich. Zum erstenmal stellte er eine Frage.
»Ist das so ungewöhnlich, daß jemand zu uns kommt und Bingo spielt? Übrigens hätte ich Ihnen die Frage auch beantworten können. Da hätten Sie Liz nicht von der Arbeit abzuhalten brauchen.«
Wir gingen nicht darauf ein, sondern wandten uns weiterhin dem Mädchen zu.
»Haben Sie schon mit ihnen gesprochen?« wollte Suko wissen.
Sie winkte ab. »Wo denken Sie hin? Die kennen mich doch gar nicht oder wollen mich nicht kennen.«
»Und sie sitzen nur da und spielen?«
»Was sollen Sie sonst machen? Das heißt, Mario habe ich kurz an der Bar gesehen, aber die anderen sitzen auf ihren Plätzen wie die übrigen

Besucher.«

»Das ist sehr interessant«, murmelte ich und wandte mich an den Geschäftsführer.

»Sie werden uns Ihre Mitarbeiterin noch ein wenig zur Verfügung stellen müssen…«

»Warum?«

»Fragen Sie nicht! Außerdem wird Ihr Geschäft das wohl verkraften können.«

Er hob die Schultern.

»Wem gehört der Laden eigentlich?« fragte Suko.

»Einem gewissen Mr. Costello.«

»Logan Costello?«

»Ja.«

Da wußten wir genug. Logan Costello war der große Mann der Londoner Unterwelt. Ein Mafia-König und jemand, der sich mit den Mächten der Finsternis verbündet hatte, wobei er Erfolge und Niederlagen erzielte. In den letzten Monaten war es ein wenig still um ihn geworden.

Xorrons Vernichtung war ihm hart an die Nieren gegangen, denn er hatte auf die Mordliga gesetzt. Und mit Xorron war deren letztes Mitglied vernichtet worden.

Wir trafen immer wieder auf ihn, denn Logan Costello hatte seine Finger in jedem schmutzigen Geschäft. Sei es Rauschgift, Prostitution oder wie hier das Bingo.

Wobei es in dieser Halle womöglich legal zuging.

Wir würden sehen.

Ich stand auf. »Wenn Sie uns dann in die Halle begleiten würden, Miß Brisbane?«

»Natürlich.« Sie warf ihrem Chef einen scheuen Blick zu. Prentiss winkte unwirsch ab. Es paßte ihm nicht, das lag auf der Hand, uns kümmerte es nicht. Es stand einfach zuviel auf dem Spiel.

»Sie können ja mitgehen!« bot ich Prentiss an.

»Sorry, ich habe zu tun.«

»Vielleicht sehen wir uns noch.«

»Kann es Ärger geben?« fragte er noch.

Ich hob die Schultern. »Das wollen wir nicht hoffen.«

»Und wenn?«

»Wie schnell ist die Halle zu leeren?«

»Wir haben genügend Notausgänge.«

»Das will ich auch hoffen«, sagte Suko.

Zusammen mit Liz Brisbane verließen wir das Büro, gingen um einige Ecken, kamen an den Toiletten vorbei, wo es widerlich roch, erreichten einen anderen schmalen Gang und hörten schon den Lärm, der aus der Halle durch die große Doppeltür brandete.

Sie stand offen.

Kurz dahinter befanden sich die Kassen, wo gekauft und gewechselt werden konnte. Die Bar sahen wir ebenfalls, und links von uns befand sich die große Anzeigetafel, wo dieselben Nummern aufleuchteten, die der Ansager bekanntgab.

Er war ein kahlköpfiger Mann, der stark schwitzte und den Mund so nahe vor das Mikro hielt, daß es aussah, als wollte er es verschlucken.

Damit er von allen gesehen werden konnte, saß er erhöht. Neben dem Mikro stand eine Flasche Bier.

Die Spieler saßen an langen Tischen. Wenn sie nicht gerade auf die Tafel sahen, schauten sie auf ihre Karten und verglichen die dort aufgedruckten Nummern mit denen, die an der Anzeige erschienen oder aufgerufen wurden.

Die Regel des Spiels war mir bekannt. Jeder konnte sich eine Bingokarte kaufen. Wenn alle Zahlen, die auf der Anzeigetafel erschienen auch auf der Karte des Käufers gedruckt standen, hatte er einen Hauptgewinn.

War nur eine Reihe voll, bekam er weniger. Waren zwei Reihen besetzt, etwas mehr..

Meist gewann die Halle, denn die Spieler kauften sich für den schmalen Gewinn sehr oft neue Karten, immer in der Hoffnung, daß es beim nächstenmal besser klappte.

Im Gegensatz zu den Casinos spielte hier das normale Volk.

Hausfrauen, Rentner, Arbeitslose, kleine Angestellte und Arbeiter.

Ich sah keine Smokings oder Abendkleider, sondern die normale Straßenkleidung, und manch schwielige Hand zitterte, wenn sie die Bingokarte hielt. Die Blicke der Spieler waren ebenso gierig, wie die der Menschen im Casino. Nur fielen hier die Rufe der Enttäuschung oder der Freude deftiger aus, als in den vornehmen Spielpalästen.

Liz hielt sich zwischen uns. Ihr Blick war ängstlich geworden. Das merkten wir natürlich und versuchten, sie mit Worten zu beruhigen.

»Sie brauchen keine Angst zu haben, Miß Brisbane. Man wird Ihnen ganz bestimmt nichts tun.«

»Die Furcht ist zurückgekommen.«

»Wieso?«

»Weil Sie diese anderen vier Kerle erwähnten. Kid hat schließlich zu ihnen gehört. Wahrscheinlich sind sie ebenso schlimm. Und wenn ich daran denke, daß Kid mein Blut wollte…«

»Werden es die anderen noch längst nicht bekommen«, erwiderte Suko, wobei er genau in meinem Sinne gesprochen hatte.

Es gab einen Mittelgang. Durch den schritten wir. Beachtet wurden wir nicht. Die Spieler hatten nur Augen für ihre Karten.

Einige machten sich auch Notizen.

Bis zum Ende des Ganges schritten wir durch, blieben dort stehen

und drehten uns um.

Der normale Ausgang befand sich jetzt hinter uns. Manchmal streifte uns ein kühler Luftzug.

Wir schauten auf die Anzeigetafel. Dort leuchtete als Bildschirm eine große Bingokarte. Fast alle Felder waren besetzt. In jeder Reihe fehlte noch eins. Also vier insgesamt.

»Wo hat sich denn die Gruppe versammelt?« fragte ich Liz Brisbane.

Sie hob die Schultern. »Ich sehe sie im Augenblick nicht.«

»Sind sie überhaupt noch hier?«

»Das weiß ich ja nicht.«

Es wäre natürlich fatal gewesen, wenn uns die anderen wieder zuvorgekommen waren.

»Wo haben sie denn gesessen?« fragte Suko.

Das Mädchen deutete in die Runde. »Verteilt. Sie hockten jedenfalls nicht zusammen.«

Ich hob die Schultern. Auch Suko sah nicht gerade optimistisch aus.

Wieder ein Schlag ins Leere. Der Satan schien seine Diener gewarnt zu haben. Schließlich wußte Asmodis, daß wir ihm auf den Fersen waren.

Plötzlich änderte sich die Lage.

»Bingo!«

Der Schrei gellte durch die Halle. Zusammen mit einem schrillen Klingelsignal.

Ein jeder Spieler hob den Kopf und schaute zu der überdimensionalen Anzeigetafel hin.

Auch wir.

Und wie alle anderen auch sahen wir das Unheimliche.

Die vier freien Felder von vorhin waren besetzt. Nur nicht durch Zahlen.

Vier grinsende Teufelsfratzen starrten uns an!

Dämonen-Bingo, Teufels-Bingo!

Das konnte man dazu sagen. Obwohl wir uns mit solchen Fällen beschäftigten, waren Suko und ich in diesem Augenblick ebenso perplex wie die anderen Spieler in der Halle auch.

Das war wirklich ein Hammer!

Neben mir atmete Liz scharf ein. Ich hörte es deshalb so deutlich, weil es in der Halle seltsam still geworden war und auch die Spieler nicht wußten, was sie von dieser neuen, völlig veränderten Lage halten sollten.

Vier Teufelsköpfe auf der Anzeigetafel!

Wenn sich dort vier dieser leuchtend roten, häßlichen Schädel befanden, mußten die gleichen auch auf irgendeiner Karte des Spielers zu sehen sein.

So lauteten die Regeln, falls der Satan sie nicht geändert hatte, aber

daran wollte ich nicht glauben.

Suko schien der gleichen Meinung zu sein wie ich, das erkannte ich an seinem besorgten Blick.

Noch geschah nichts.

»Scheint niemand die Karte zu haben«, sagte Liz und warf einen scheuen Blick auf die Anzeigetafel. »Ich verstehe das nicht…«

Hier galten eben andere Regeln als sonst, ich ahnte schon, daß hier der Teufel ein höllisches Finale eingeläutet hatte.

Wir standen günstig. Die Spieler auf ihren Bänken befanden sich samt und sonders vor uns. Wenn jemand das Mal des Satans auf seiner Karte besaß, mußte es sich gleich herausstellen.

Und schon geschah es!

»Bingooooo…!«

Es war der gellende Ruf einer sich fast überschlagenden Stimme.

Die Halle erzitterte. Gleichzeitig sprang der Gewinner auf, riß seine Karte hoch und drehte sich, damit jeder sehen konnte, daß er der Sieger war.

Die meisten Zahlen waren normal. Nur auf den Feldern, wo die Teufelsfratzen auf der Anzeigetafel leuchteten, strahlten sie auch auf der Bingokarte des Gewinners.

Den Mann hielt es nicht auf seinem Platz. Er schwenkte die Karte, schob sich durch die Reihe, erreichte vielleicht fünf Schritte vor uns den Mittelgang und lief schwerfällig dorthin, wo der Mann am Mikrophon saß und jetzt aufstand.

Mir kam es so vor, als würde er das alles nicht begreifen. Er drehte sich, schaute auf die Tafel, sah die Teufelsköpfe, das bleckende Grinsen und schüttelte sich.

Inzwischen hatte der Gewinner das Podest erreicht. »Hier!« schrie er.

»Hier ist die Karte…«

Unruhe entstand unter den Spielern. Keiner von ihnen wußte, was sie mit dieser Veränderung der Lage anfangen sollten. So etwas hatten sie noch nicht erlebt.

»Sie müssen etwas tun!« flüsterte Liz.

Da hatte sie recht. Aber was?

»Lauf du nach vorn«, sagte Suko. »Ich bleibe bei ihr.«

Der Vorschlag war gut, deshalb nahm ich ihn an. Der Gewinner hatte noch einen freien Gang vorgefunden, ich nicht.

Zahlreiche Spieler waren aufgesprungen. An den Plätzen war es ihnen zu eng, deshalb drückten sie sich in den Gang, wo sie mir auch den Weg versperrten.

Ich horte ihre Kommentare. Es gab einige unter den Spielern, die die ganze Sache für einen Scherz hielten, andere wiederum waren sauer, denn für ihr Geld wollten sie keine Scherze, sondern harte Gewinne geliefert bekommen.

Aber auch von Geisterspuk war die Rede. Und einer sprach vom Weltuntergang.

Um nach vorn zu kommen, mußte ich die Leute aus dem Weg räumen.

Sie waren sauer, wollten mich nicht durchlassen. Erst mein zischendes »Polizei!« verschaffte mir einigermaßen freie Bahn.

Suko und das Mädchen blieben zurück. Liz Brisbane zeigte sich sehr nervös. Sie begriff das alles nicht und schaute Suko nach jeder Frage auffordernd an.

»Ich kann Ihnen da auch keine Antwort geben«, erwiderte der Chinese.

»Wir müssen vorerst abwarten.«

»Aber wie können die Teufelsköpfe…«

»Ich habe wirklich keine Ahnung.«

Liz schaute zu Boden und preßte ihre Lippen zusammen. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf. »Ein Besessener!«

»Wer?«

»Larson.«

»Möglich.«

»Und wenn er besessen gewesen ist, Inspektor, sind es die anderen auch.«

»Meinen Sie die Mitglieder der Gruppe?«

»Ja.«

»Wir werden es herausfinden.«

Danach schlief das Gespräch ein. Suko hatte sich auf die Zehenspitzen gestellt, weil er über die Köpfe der Spieler hinwegschauen wollte. Der Ansager hockte noch immer auf seinem Platz. Suko sah außerdem, daß die Bierflasche umgekippt war. Manchmal tauchte auch John Sinclairs Kopf auf. Der Geisterjäger hatte Mühe, sich nach vorn durchzukämpfen.

Der Inspektor wunderte sich, daß Liz nichts mehr sagte. Er warf ihr einen Blick zu und sah sie in einer seltsam steifen Haltung stehen. Suko wunderte sich. Gleichzeitig schrillten in seinem Kopf auch Alarmglocken. So stand keiner. Das war völlig unnatürlich…

»Rühr dich nicht, Chink!«

Sehr deutlich hatte Suko die Worte vernommen, auch wenn sie leise gesprochen waren, und er wußte genau, wo er die Stimme schon gehört hatte.

Das war Prentiss!

Und der Inspektor bewegte sich doch. Er drehte den Kopf nach links.

Er schielte, und er sah den Mann hinter Liz Brisbane. Den Arm hatte Prentiss ausgestreckt. An seiner Haltung erkannte Suko die ganze Wahrheit.

Jetzt wußte er auch, aus welchem Grunde Liz so steif dastand.

Wenn sie sich bewegte, würde der andere abdrücken, denn er hielt eine Waffe in der Hand, und deren Mündung drückte in den Rücken des Mädchens.

Eine bessere Geisel konnte er sich überhaupt nicht wünschen.

»Was wollen Sie, Prentiss?«

»Ich will, daß du keine Dummheiten machst. Deshalb wirst du mir folgen. Verstanden?«

»Und wohin?«

»Vielleicht in die Hölle.«

Spätestens nach dieser Antwort war dem Chinesen klar, daß Sylvester Prentiss mit der anderen Seite gemeinsame Sache machte. Er hatte sich bisher gut verstellt gehabt. Das hörte nun auf. Endlich konnte er sein wahres Gesicht zeigen.

»Wenn du Unsinn machst, Chinese, ist sie tot!«

Die Worte waren so gesprochen worden, wie der andere sie auch meinte. Es lag auf der Hand, daß sich Suko dem Diktat beugen würde, denn er konnte Liz nicht in Gefahr bringen.

Das Mädchen mußte sich umdrehen. Suko verfolgte die Bewegungen.

Er sah, wie steif Liz Brisbane war. Sie stand unter einem Schock.

Das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen.

Prentiss hatte sich dicht hinter sie gestellt. Die Waffe in seiner rechten Hand war nur bei genauem Hinsehen zu erkennen, aber Liz mußte den Druck der Mündung spüren, der ihr auch anzeigte, in welche Richtung sie zu gehen hatte.

Nach vorn!

Zuerst dachte Suko, daß sie auf den Ausgang zuschreiten würden.

Er irrte sich, denn dort, wo das halbe Rund der Garderoben lag, gab es auch eine schmale Tür, und die steuerten sie an.

Die Garderobenfrauen waren viel zu beschäftigt, um auf die drei achten zu können.

Prentiss gab Suko mit den Augen ein Zeichen. »Geh auf die Tür zu«, flüsterte er dann.

Das tat der Chinese.

Wäre er allein gewesen, Suko hätte schon gewußt, was zu tun war.

So aber mußte er Rücksicht auf das Mädchen nehmen. Eine idealere Geisel hätte der andere gar nicht finden können.

Als Suko die Tür erreichte und sie aufgezogen hatte, sah er vor sich einen düsteren Gang, Er war ziemlich schmal, stach wie ein Tunnel vor, und Suko bekam den Befehl, den Gang weiterzugehen.

»Wohin denn?« fragte er.

»Das wirst du schon sehen!«

Suko ging weiter. Er spürte, daß sich die entscheidende Wende anbahnte, und er konnte nichts machen, weil der andere mit Liz eine sichere Geisel besaß.

Nur eine Lampe erhellte den Gang. Suko hörte seine Schritte nicht. Er ging fast lautlos.

Dafür vernahm er die des Mädchens. An deren Klang war zu erkennen, wie stark die Angst war. Jedesmal wenn sie ihren Fuß vorsetzte, hatte Suko das Gefühl, als würde es sie ungemein große Überwindung kosten.

Vor einer Tür stoppten sie.

»Öffne!« befahl Prentiss.

Suko legte seine Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten, spürte den leichten Widerstand und mußte diesen erst überwinden, bevor er die Tür aufziehen konnte.

Dann trat er über die Schwelle.

Sofort fiel ihm ein Geruch auf, den man in Maschinenräumen vorfand.

Es stank nach Öl.

Sie schienen sich in dem Raum zu befinden, wo sich gewissermaßen das technische Herz der Halle befand.

»Geh weiter, weiter…« Der andere drängte jetzt, und Suko betrat den kalten Steinboden, wobei er sich umschaute und feststellte, daß nur die Notbeleuchtung brannte.

Die Maschinen an den Seiten des großen Raumes wirkten wie düstere Monster. Keine von ihnen befand sich in Betrieb, deshalb nahm Suko an, daß es sich hierbei um die Notaggregate handelte.

Hinter sich vernahm er die schleifenden Schritte des Mädchens und hörte einen wilden Fluch. »Mach schon, verdammt! Geh endlich!«

»Ich… ich …«

Suko hörte einen klatschenden Laut, blieb stehen und drehte sich um.

Sylvester Prentiss hatte die Nerven verloren. Er schlug auf das Mädchen ein, aus welchen Gründen auch immer. Suko sah den herabsausenden Arm und auch die Waffe in der Hand. Die Gründe des Mannes wußte er nicht, aber er erkannte, daß dieser Moment sehr günstig war.

Suko startete.

Prentiss mußte ihn unterschätzt haben. Jedenfalls hätte er sonst nicht so dumm reagiert und auf Liz eingeschlagen. Als er merkte, wie schnell sich sein Gegner bewegen konnte, war es für ihn bereits zu spät. Da hatte Suko ihn schon erreicht.

Zwar kreiselte Prentiss noch herum, Suko sah auch das verzerrte Gesicht und die Kanone, doch der andere schaffte es nicht mehr, den Stecher zurückzuziehen. Sukos Hieb traf ihn voll.

Sylvester Prentiss wurde zurückgeschleudert. Er krachte neben der Tür gegen die Wand. Bevor Suko nachsetzte, schrie er Liz noch zu, so schnell wie möglich zu fliehen, dann war er am Mann.

Sylvester schoß.

Der Kerl war nicht zu unterschätzen. Er hatte sich sehr schnell erholt, seinen Arm geschwenkt und abgedrückt.
Zum Glück überhastet, so daß die Kugel an Sukos Wange vorbeipfiff.
Zu einem zweiten Schuß ließ der Inspektor den anderen nicht mehr kommen. Das Echo des ersten schwang noch durch den großen Raum, als der Inspektor den rechten Fuß hochriß und zutrat.
Die Spitze traf das Handgelenk des anderen. Der Tritt war sehr hart geführt worden. Prentiss konnte seinen Revolver nicht mehr halten. Er wirbelte ihm aus den Fingern und landete irgendwo in der Maschinenhalle.
Prentiss duckte sich.
Er hoffte, dem nächsten Treffer entgehen zu können. Ein Irrtum.
Sukos Handkante fand ihr Ziel, Während der Mann aufstöhnte, horte der Chinese das Schlagen der Tür. Zum Glück hatte Liz aufgepaßt und war verschwunden.
Jetzt konnte sich Suko mit Prentiss beschäftigen. Er brauchte es nicht mehr.
Sylvester Prentiss war auf die Knie gefallen. Er holte schwer Luft und hatte seine Pauste gegen den Leib gepreßt. Sein Gesicht war verzogen.
Aus seinem Mund rann Speichel.
Am Kragen zog Suko den Mann in die Höhe. Dabei stellte er fest, daß der feine Anzug Schmierflecken abbekommen hatte. So fleckig wie auch die Weste des Mannes, der sich zu einem Verbrecher gemacht hatte.
Gegen die Wand drückte Suko ihn. Prentiss Kopf schwankte von einer Seite auf die andere. Er hatte den Mund weit aufgerissen und schnappte keuchend nach Luft.
Suko ließ ihm einige Sekunden. Er kannte die Wucht seiner Treffer, aber das hatte sich der andere selbst zuzuschreiben.
»Kannst du reden?«
Prentiss atmete schwer. Er sprühte Suko Speichel ins Gesicht.
Dann begann er zu stöhnen, doch ein vernünftiges Wort drang nicht aus seinem Mund.
Suko wiederholte die Frage.
»Fahr zur Hölle!«
»Wahrscheinlich nach dir«, erklärte der Chinese. »Ich will erst wissen, was hier gespielt wird.«
»Nichts, verdammt, nichts!«
»Weshalb wolltest du mich entführen? Was ist hier los?« Suko merkte, daß Prentiss wieder zusammensacken wollte und hielt ihn deshalb fest.
»Gib Antwort!«
»Nein…«
Suko war Polizeibeamter. Er zwang keinen Menschen zu einer

Aussage, aber er packte den anderen und schüttelte ihn kräftig durch.
»Hör zu, mein Lieber, das hier ist kein Spaß mehr. Hier geht es um verdammt viel. Weshalb hast du mich entführt? Wer gab dir den Befehl, und wer steckt noch dahinter?«
»Ich… ich weiß es nicht!«
»Doch, du weißt es!«
»Nein…«
Suko hob ihn in die Höhe. Prentiss ließ alles mit sich geschehen, als wäre er eine Puppe. Auf den Zehenspitzen blieb er stehen, von Suko gehalten. »Und nun noch mal von vorn. Wer hat dich für diesen Job gedungen? Stehst du mit dem Teufel in Verbindung?«
»Nein…«
»Was wolltest du dann?«
»Ausschalten…«
»Mich?«
»Klar, verdammt!«
»Und weshalb?«
»Ich habe den Befehl bekommen. Man hat euch schon beobachtet…«
»Das ist mir klar, mein Junge. Aber wer hat dir den Befehl gegeben?«
»Ich bekam einen Anruf. Man hat mir gesagt, wann ihr kommen würdet, und ich konnte mich darauf vorbereiten.«
»Und wer hat dich angerufen?«
»Keine Ahnung.«
»Du lügst!«
»Nein, ich…«
»Wer?« Suko schrie dem Mann ins Gesicht. »Waren es die Mitglieder der Gruppe Heart and Devil?«
»Die nicht…«
»Sondern?«
»Die bringen mich um«, heulte Prentiss. »Die kennen kein Pardon. Einem Verräter schneiden sie die Zunge heraus. Ich kenne das verdammte Spiel doch.«
Suko ließ den Mann los. »Du brauchst nicht weiter zu reden. Ich weiß Bescheid.« Die letzte Antwort hatte ihm alles gesagt. Das Herausschneiden der Zunge deutete auf eine Organisation hin.
Auf die Mafia!
Und an deren Spitze stand hier in London nun mal ein Mann namens Logan Costello. Einer, der mit den Schwarzblütlern gemeinsame Sache gemacht und sich anscheinend wieder von seinen Niederlagen und Enttäuschungen erholt hatte.
Allmählich kam er wieder.
»Costello hat also gefordert, daß du meinen Partner und mich umbringen sollst?«
»Ob er es gewesen ist, weiß ich nicht. Aber das kam wenigstens aus

dieser Richtung.«

Der Chinese runzelte die Stirn. Costello, die Rockgruppe Heart and Devil, dieser Bingo-Palast und Asmodis. Sie mußten dieses magische Viereck bilden.

»Da wir uns gerade unterhalten«, fuhr der Inspektor fort. »Was hatten die Teufelsköpfe auf der Anzeigetafel zu bedeuten?«

»Welche Köpfe?«

»Tu nicht so, als ob du sie nicht gesehen hättest!«

»Nein, ich mußte mich doch um euch kümmern.«

»Deine Lügerei geht mir allmählich auf den Geist!« zischte Suko.

»Was wird hier…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn er hatte hinter sich ein Geräusch vernommen.

Auch Prentiss hatte es vernommen. Plötzlich begann er zu lachen, und Suko wußte, daß der Typ Hilfe bekommen hatte.

Mit einem Ruck schleuderte der Chinese den anderen zur Seite und fuhr selbst herum.

Vier Gegner standen dort.

Die Gruppe Heart and Devil!

***

Ich hatte es endlich geschafft und mich mühsam bis nach vorn an die Anzeigetafel durchgekämpft. Der glatzköpfige Ausrufer war längst von seinem Sitz hochgesprungen, hatte sich gedreht und starrte auf die vier Teufelsköpfe. Dabei schüttelte er seinen Kopf, er redete auch, ohne daß Worte über seine Lippen drangen.

Ich schob noch einen Arm zur Seite und erreichte das Podest. Erst als der Glatzkopf meine Schritte vernahm, drehte er sich um und starrte mich böse an.

»Hau ab!« schrie er. »Das ist hier eine verfluchte Halle. Der Teufel hält uns fest. Wer spielt, ist ein Günstling des Teufels, so steht es geschrieben. Die Hölle und die Spieler können sich die Hand reichen. Sie werden…«

»Den Mund halten!« rief ich ihm zu und zeigte ihm gleichzeitig meinen Ausweis, wobei ich noch das Wort »Polizei« hinzufügte.

Er verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Was wollen Sie hier?« fragte er krächzend.

Ich deutete auf die Tafel. »Nichts weiter als eine Erklärung für die vier Köpfe.«

Der Glatzkopf lachte schrill. »Die hätte ich auch gern. Aber ich weiß nichts.«

»Wer könnte etwas wissen?«

»Keine Ahnung.«

»Sie müssen doch die Tafel bedienen. Wie geschieht das?«

Das Mikrophon stand auf einem Pult. Der Mann deutete nach unten, so daß ich die Innenseite des Pults sehen konnte. Dort befand sich eine kleine Schalttafel mit Sensorknöpfen. Die Anzahl der Knöpfe entsprach genau den Nummern der Felder auf der Karte.

»Die muß ich drücken!«

»Und dann?«

»Werden die Felder angezeigt.«

»Das ist alles?«

»Ja.«

Der Mann hatte Angst, das merkte ich in diesen Augenblicken sehr deutlich. Und er schwitzte so stark, daß mir der Schweißgeruch entgegengetrieben wurde.

Nein, dieser Kerl stand nicht mit der anderen Seite unter einer Decke.

Dazu hatte er nicht das Format.

Ich warf einen Blick in die Halle. Über die Köpfe der Spieler konnte ich hinwegschauen und stellte fest, daß die meisten keine Lust mehr hatten weiterzuspielen. Sie verzogen sich, strebten dem Ausgang zu, und nicht nur einmal fiel das Wort von Betrug oder Manipulation.

Ich konnte ihnen nicht helfen.

Vergeblich hielt ich nach Suko und Liz Brisbane Ausschau. Die beiden standen nicht mehr im Hintergrund der Halle, wo sie sich eigentlich hätten aufhalten sollen.

Für ihr Verschwinden mußte es einen Grund geben, und ich bekam allmählich Magendrücken.

Ich wandte mich wieder an den Ansager. Er wollte sich davonstehlen, an der Schulter hielt ich ihn fest. »Einen Moment noch, Mister.«

»Was wollen Sie denn?«

»Ich weiß, daß Sie mit der Sache da nichts zu tun haben, aber mir geht es um etwas anderes. Sie haben von der Gruppe Heart and Devil gehört, nicht wahr?«

»Kann sein.«

»Waren die Leute heute hier?«

»Ich habe nicht…«

»Kommen Sie mir nicht mit Ausreden, Mann. Sie haben von hier oben einen guten Überblick. Sie müßten sie gesehen haben. Deshalb erwarte ich eine Antwort.«

Er hob die Schultern. »Ich glaube nicht.«

Allmählich sah ich ein, daß ich mit diesem Mann und mit dessen Aussagen nichts anfangen konnte, deshalb ließ ich ihn laufen. Er verschwand fluchtartig und wäre fast noch gefallen, während sich die Bingohalle langsam leerte.

Dem Saal drehte ich den Rücken zu. Um Suko und das Mädchen drehten sich meine Gedanken, während ich mir die Anzeigetafel genau anschaute. Vier Teufelsköpfe waren zu sehen.

Viermal das widerliche, häßliche Gesicht des Höllenherrschers.

Verzogen zu einem wissenden und breiten Grinsen. Ich war mir sicher, daß mich der Satan beobachtete.

Die Fratzen schienen zu brennen, denn manchmal strömten regelrechte Feuerlohen aus ihren Augen. Und ich bekam mit, wie sich die Tafel veränderte.

In der obersten Reihe rechts oben, erschien noch ein Gesicht.

Hohlwangig, bleich, mit einem bläulichen Schimmer versehen, so daß man Angst davor bekommen konnte.

Zuerst erinnerten mich die Züge an die eines Monsters, bis ich erkannte, daß ich dieses Gesicht schon einmal gesehen hatte.

Es gehörte einem Menschen.

Kid Larson!

Wie ein Hohn der Hölle kam es mir vor. Der Teufel hatte wieder einmal sämtliche Register seiner Schwarzen Magie gezogen, um mir seine Macht zu beweisen.

Ein totes Gesicht, die Züge eines Zombies. Mehr konnte ich dazu nicht sagen.

Ich spürte, daß sich mein Herzschlag verdoppelt hatte. In diesen Augenblicken fühlte ich so etwas wie eine innere Angst, die sich beklemmend auf meine Atemwege legte.

Ich hatte keine Angst um mich, aber meine Gedanken eilten dem auf der Tafel zu erkennenden Vorgang schon weit voraus. Wenn Kid Larson dort erschienen war, gewissermaßen als fünfter, dann war es durchaus möglich, daß die anderen vier Teufelsfratzen etwas mit den übrigen Mitgliedern der Gruppe zu tun hatten.

Ich sollte mich nicht getäuscht haben.

Irgendwie schien Asmodis meine Gedanken erraten zu haben, trotz der nicht meßbaren Entfernung, die uns beide trennte, und er griff auch ein.

Die Gesichter auf der Tafel veränderten sich.

Bisher hatte ich in höllische Züge geschaut, doch wie Schatten schoben sich andere darüber.

Gesichter von Menschen.

Zunächst nur Schemen. Sie waren geisterhaft aufgetaucht und wechselten die anderen Fratzen ab.

Nichts Teuflisches war mehr zu sehen, sondern menschliche Gesichter. Drei Männer und eine Frau.

Was heißt Männer oder Frau.

Nein, es waren junge Leute. Um die Zwanzig. Sie war noch ein Mädchen, ein Typ zwischen Punker und Öko-Freak. Jedenfalls deutete der Ausdruck des Gesichts darauf hin. In den Augen las ich eine gewisse Null-Bock-Theorie, der Mund war zu einem Lächeln verzogen.

An der Form der Lippen erkannte ich Sinnlichkeit.

Einer von ihnen mußte Slick sein. Vielleicht der mit der dunklen Brille. Dann sah ich einen schwarzhaarigen Burschen mit einem hageren Gesicht. Ich erinnerte mich an den Namen Mario Melano.

Wahrscheinlich war er dies auch.

Und hatte Mrs. Larson nicht von einem Mann gesprochen, den sie Pigeye nannten?

Schweinsauge! Ja, da gab es jemand, der eine gewisse Ähnlichkeit besaß. Zudem wirkte seine Gesichtshaut so rosafarben wie die eines kleinen Ferkels.

Ich schüttelte mich und schluckte ein paarmal. Jetzt endlich ging Asmodis aus sich heraus. Bisher hatte er sich ziemlich im Hintergrund gehalten, nun zeigte er, was er konnte.

Er und die vier waren meine Gegner, wobei ich davon ausging, Kid Larson nicht mehr zu zählen.

Und die Gesichter bewegten sich. Das fünfte verschwand wie ein blasser Nebelstreif, die anderen vier jedoch blieben. Die nächste Szene empfand ich als gespenstisch, denn die Lippen der Gesichter öffneten sich, als wollten sie etwas sagen.

Ja, sie formten ein Wort.

Ich verstand es.

Sinclair!

Sie wußten genau Bescheid, denn der Satan hatte ihnen die besten Instruktionen gegeben.

Von diesem Augenblick an stand für mich fest, daß die Gruppe Heart and Devil zu Feinden geworden waren.

Ich schätzte die Entfernung von mir bis zur Tafel hin ab. Sie hing ziemlich hoch, vielleicht erreichte ich sie mit einem Sprung, und wenn ich das Kreuz schleuderte, mußte es mir gelingen, wenigstens einen der Köpfe zu treffen.

Es kam auf einen Versuch an…

Ich holte das Kreuz hervor. An der Kette hielt ich es fest, nahm noch einmal Maß und schnellte hoch.

Dann schleuderte ich die »Waffe«. Dabei behielt ich die Silberkette zwischen Daumen und Zeigefinger.

Ich traf genau das Gesicht des Typs mit der Sonnenbrille. Ich vernahm nicht einmal den Aufprall, denn dort, wo sich das Gesicht befand, gab es keinen Widerstand. Vielleicht wäre das Kreuz sogar in einem Tunnel verschwunden, wenn, ich es nicht festgehalten hätte, dafür sah ich innerhalb der Öffnung ein Blitzen, vernahm gleichzeitig das Fauchen, dann war das Gesicht weg.

Ein seltsames Geräusch, das sich wie ein Lachen anhörte, drang noch an meine Ohren. Dieses Lachen bewies mir, daß ich keinen Sieg errungen hatte, nicht einmal einen Teilerfolg.

Auch die anderen Gesichter zogen sich zurück. Das Verschwinden des

ersten mußte wohl so etwas wie eine Initialzündung ausgelöst haben.

Vor einer fast leeren Tafel stand ich. Nur die eingetippten Zahlen flimmerten noch, und sie kamen mir wie ein höhnischer Gruß vor.

Für mich war klar, daß ich hier nichts erreichen konnte. Der wahre Fall und die heiße Auseinandersetzung spielten sich ganz woanders ab. Als ich daran dachte, kamen mir auch Suko und das Mädchen wieder in den Sinn. Weshalb waren die beiden verschwunden? Ich sah dafür keinen logischen Grund.

Da hörte ich das Geräusch.

Es waren Schritte, und gleichzeitig vernahm ich auch ein Schaben, als wäre ein Möbelstück gerückt worden.

Ich drehte mich.

Da sah ich Prentiss.

Er hatte die Halle bis zur Hälfte durchquert. Auch jetzt noch stand er geduckt, wenn auch in Combat-Stellung. Die war nötig, denn er hielt einen Revolver in der Hand und zielte auf mich…

***

Suko hörte das Schlagen der Tür.

Sylvester Prentiss hatte sich aus dem Staub gemacht und seine Waffe mitgenommen. In das Knallen der Tür vernahm der Inspektor noch Prentiss gedämpftes Lachen, dann war es still.

Die vier standen vor dem Chinesen. Sie sprachen kein Wort. Sekunden des Schweigens vergingen, und Suko hatte Muße, sich die Gestalten genau anzusehen.

Sein Blick fiel auf das Mädchen.

Sena, hieß sie und war die Sängerin der Gruppe. Blaß wirkte ihr Gesicht. Wahrscheinlich war sie auch so bleich geschminkt. Sie trug eine rote Hose und eine Weste aus bunten Flicken. Das Haar wuchs strähnig wie Gras auf ihrem Kopf, die Augen blickten Suko kalt und teilnahmslos an.

Neben ihr hielt sich ein Typ mit weißem Anzug und einer Sonnenbrille vor den Augen auf. Das Gesicht lag im Schatten einer Hutkrempe, so daß Suko davon nicht viel erkennen konnte. Nur der schmale Mund und das eckig vorspringende Kinn fielen ihm auf.

Ein schwarzhaariger Knabe hielt ein Stilett in der Hand. Trotz der miesen Lichtverhältnisse blitzte die Klinge, und der Kerl verzog ständig den Mund, als würde er auf irgend etwas kauen.

Neben ihm stand Pigeye Benson.

Sein Gesicht hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit dem eines Schweins.

Nachdem Suko sich die Typen angeschaut hatte, nickte er. »Okay, ich habe euch gesehen«, sagte er. »Jetzt will ich nur noch wissen, was dies alles geben soll?«

Der Typ mit der Sonnenbrille gab die Antwort. »Wir haben auf dich

gewartet, Chinese.«
»Du bist Slick, nicht wahr?«
»Genau.«
»Und was wollt ihr von mir?«
Da lachte Slick, und Sena stimmte in dieses Gelächter mit ein. »Der Teufel hat uns geholfen, groß zu werden. Und nun verlangt er einen Gegendienst. Was auf der Anzeigetafel zu sehen war, bekommst auch du zu Gesicht, Chinese, denn wir wollen dich.«
Suko lächelte kalt. Noch war er sicher, denn so leicht konnten ihn auch vier Leute nicht überwältigen. »Ihr habt mich.«
»Das sehen wir«, sagte Sena mit leiser Stimme, die einen leicht heiseren Klang besaß. »Aber wir wollen mehr.«
»Und was?«
»Deine Peitsche!«
Mit allem hatte Suko gerechnet, nur nicht mit dieser Antwort. Die Peitsche sollte er abgeben. Das war doch nicht möglich. Nein, das mußte ein Irrtum sein.
Die Peitsche…
»Habe ich mich verhört?« fragte er.
»Das hast du nicht.« Diesmal gab wieder ein anderer die Antwort.
»Es war der schwarzhaarige Mario Melano.«
»Und weshalb wollt ihr sie haben?« erkundigte sich Suko.
»Weil wir ein Gegenstück besitzen«, erwiderte Pigeye Benson.
Suko hatte das Gefühl, als wäre ihm der Boden unter den Füßen weggezogen worden.
Ein Gegenstück! Das gab es doch nicht.
»Ihr habt es?« fragte er und hatte Mühe, seine Stimme normal klingen zu lassen.
»Ja, wir haben es.«
»Die will ich sehen!«
»Wir haben sie sogar viermal«, erklärte Slick und nickte den anderen zu. Daraufhin verschwand bei Mario Melano das Stilett. Er griff über seinen Kopf und bekam die Schnur zu fassen, die um seinen Hals hing.
Zusammen mit dem schwarzen, blutgefüllten Herz zog er sie hervor, und die anderen taten es ihm nach.
Suko staunte.
Das sollte das Gegenstück zu seiner Dämonenpeitsche sein? Es war einfach nicht zu glauben.
Mittlerweile hatten alle vier ihre »Peitschen« gezogen. Locker hielten sie diese in den Händen. Auf ihren Gesichtern lag ein kaltes, wissendes Lächeln.
Suko wurde es ein wenig mulmig zumute, denn er hatte erlebt, wie diese Peitschen reagierten. Sehr gut erinnerte er sich daran, als er in der Baracke kurz vor dem Ausbruch des Feuers von einer Peitsche

getroffen worden war, und plötzlich kam ihm die Idee gar nicht mal so abwegig vor. Er schluckte und schaute sich die seltsamen Bänder noch einmal an.

Sie alle waren mit dem Herz beschwert worden. Es mußte irgendeine Bedeutung haben, und Suko, der schon danach fragen wollte, konnte sich die Worte sparen, denn er bekam die Erklärung geliefert.

Sena redete ihn an. »Ohne Herz kann ein Mensch nicht leben. Wenn es aufhört zu schlagen, gibt es auch den Menschen nicht mehr. Ein schwarzes, mit Blut gefülltes Herz gibt uns die Kraft, denn für uns schlägt es noch, und Blut ist ein besonderer Saft, das hat einmal ein großer Dichter gesagt. Er wußte Bescheid, vielleicht auch über den Teufel, der uns diese Herzen geschenkt hat, wobei die Riemen ebenfalls aus Blut bestehen. Sie sind nur magisch behandelt worden. Der Teufel hat sie uns überlassen, und sie besitzen die Kraft der Hölle. Sie sind so stark, daß sie deiner Dämonenpeitsche entgegentreten können, was wir dir gleich beweisen werden…« Sie lachte und ließ ihr Blutband hin- und herschwenken.

»Zieh deine Peitsche!« verlangte Slick.

Suko überlegte. Die vier gaben sich verdammt sicher. Wenn sie so sicher waren, besaßen sie einen so starken Trumpf, daß er, Suko, wahrscheinlich kaum etwas dagegen ausrichten konnte.

Nicht mit der Dämonenpeitsche!

Er dachte in diesen Sekunden daran, welche Dienste ihm diese Waffe schon geleistet hatte. Damit hatte er unzähligen Dämonen das Fürchten gelehrt und auch den Garaus gemacht.

Sollte das nun ein Ende haben?

Nein!

Der Inspektor war fest entschlossen, etwas dagegen zu unternehmen, auch als er nickte und so tat, als würde er dem Vorschlag der anderen zustimmen.

»Es ist gut«, sagte Suko. »Ich werde mich stellen und die Peitsche ziehen!«

»Sofort!« verlangte Mario.

»Sicher.« Der Inspektor nickte. Er zog den Reißverschluß seiner Jacke nach unten. Dieses schleifende Geräusch unterbrach die Stille.

Die beiden Jackenhälften klafften auseinander, ein jeder der vier konnte erkennen, daß aus dem Gürtel der Griff der Peitsche hervorragte.

Über die Lippen des Mädchens zuckte ein knappes Lächeln. Sena war siegessicher.

Suko ließ seine Gegner nicht aus den Augen, als sich die Hand dem Peitschengriff näherte. Er sah die sprungbereite Haltung der vier. Ihre Blicke waren auf ihn fixiert, und Suko wußte, daß er jetzt verflixt schnell sein mußte.

Seine Finger legte er auf den Griff.
Als wäre diese Berührung eine Initialzündung gewesen, so zuckte seine Hand blitzschnell in die Höhe und gleichzeitig zur Seite, damit sie eine andere Waffe umfassen konnte.
Den Stab!
Kaum hatten sich die Finger um ihn gekrallt, als Suko das Wort rief, das alles verändern konnte.
»Topar!«

***

Sylvester Prentiss hatte sich eine verdammt gute Entfernung ausgesucht.
Er stand so weit weg, daß ich einer Kugel nicht würde entgehen können. Gleichzeitig war es mir auch nicht möglich, ihn mit einem oder zwei Sprüngen zu erreichen.
Ideal für ihn!
Ich schluckte, blieb stehen und schaute ihn an.
Er erwiderte den Blick über den Lauf der Waffe hinweg, während sich sein Gesicht zu einem häßlichen Grinsen verzog und er mir entgegenzischte: »Reingefallen, Bulle.«
»Möglich…«
»Und genau wie dein Partner.«
»Was hast du mit ihm gemacht, Prentiss?«
»Ich nichts, aber die anderen werden dafür sorgen, daß er zum Teufel fährt. Es ist ja nicht weit, denn der Satan befindet sich hier in der Nähe.«
Erst jetzt kam ich dazu, ihn mir richtig anzusehen. Sein schöner Anzug zeigte Flecken. Wahrscheinlich hatte er mit Suko eine Auseinandersetzung gehabt und sich auf dem Boden gewälzt. Er schwitzte stark. Die rechte Hand zitterte, und er versuchte das Zittern mit der linken aufzufangen, was ihm aber nicht gelingen wollte.
Dieser Mann stand unter einer furchtbaren Anspannung. Er würde schießen, wenn ich nur eine verkehrte Bewegung machte.
Deshalb war er gerade so gefährlich.
Man konnte ihn nicht ausrechnen, und tat ich das Verkehrte, war es um mich geschehen.
Aber wie verhielt ich mich in dieser Situation richtig? Ich wußte es nicht und schaute an ihm vorbei, denn ich hatte in seinem Rücken eine Bewegung gesehen.
Vom Ausgang her kam jemand.
Ein Mädchen – Liz Brisbane!
Mein Gott, ich wußte nicht, was sie genau wollte, doch an ihrer Haltung erkannte ich, daß sie sich bemühte, so lautlos wie möglich aufzutreten.

Sie ging wie eine Katze, die nicht gehört werden wollte. Mit großen, vorsichtig und behutsam gesetzten Schritten, dabei hielt sie den Blick starr auf den Rücken des Mannes gerichtet.

Und sie hatte etwas in der Hand.

Mit den Fingern der Rechten hielt sie den Gegenstand umklammert.

Was es genau war, wußte ich nicht, ich sah nur die grünliche Farbe und dachte daran, daß auf den Tischen Aschenbecher standen, die denselben Farbton aufwiesen.

Es waren schwere Ascher. Sie bestanden aus Stein oder Metall, so genau hatte ich es nicht gesehen.

Es würde noch dauern, bis sich Liz in einer entsprechenden Wurfposition befand, und solange mußte ich den Kerl hinhalten.

Hoffentlich fand ich die richtigen Worte.

»Sie wissen, daß Sie sich mit dieser Tat einen Mord auf Ihr gewissen laden, Prentiss?«

Er lachte mich aus. »Was heißt Mord? Was heißt Gewissen? Ich bin dazu bestimmt, Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, und mein Gewissen hat mir der Teufel längst genommen. Es existiert nicht mehr. Verstanden? Ich kenne kein Gewissen.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Wer mit der Hölle einen Pakt schloß, für den war das Wort Gewissen nicht mehr existent. Prentiss also auch. Ich wunderte mich, wie weit der Teufel wieder einmal seine Kreise gezogen hatte.

»Was habt ihr vor?«

»Wir haben das meiste schon erledigt«, gab mir Prentiss zur Antwort.

»Diese Halle hier wird ein Stützpunkt des Satans.«

»Mischt Costello auch mit?«

»Vielleicht.«

Er wollte mir keine konkrete Antwort geben, doch ich war sicher, daß sich der Mafioso auch eingeschaltet hatte. Die Ruhepause war vorbei.

Wer einmal wie er innerhalb des Kreises steckte, dem gelang es nicht mehr, auszubrechen.

Ja, der Teufel zeigte sich tatsächlich aktiv. Er mußte etwas tun, seit Wikka nicht mehr existierte. Er mußte sich beweisen und seine Präsenz zeigen, deshalb waren wir auch bei unseren letzten Fällen über ihn gestolpert.

»Ich glaube, das reicht«, erklärte mir Prentiss. »Du hast lange genug gefragt. Jetzt gibt es nur noch die Kugel!«

Ich schaute an ihm vorbei, aber so, daß er es nicht merkte. Reichte die Distanz bereits, die noch zwischen ihm und dem heranschleichenden Mädchen lag.

Würde Liz werfen und treffen können?

Sie hatte den rechten Arm halb erhoben. Nach wie vor

umklammerten die Finger den grünen Gegenstand, der so schwer aussah und eine ovale Form besaß.

Das war in der Tat ein Ascher!

Ich fühlte das Kribbeln in mir. Mein Blut schien elektrisch geladen zu sein. Bis hoch zum Kopf merkte ich es und spürte den Druck.

»Na denn!« sagte er.

Ich wollte schon springen, irgend etwas tun, als Liz Brisbane warf.

Sie hatte den schweren Ascher auf den Kopf des Mannes gezielt, doch die Richtung nicht richtig getroffen.

Der Aschenbecher senkte sich, prallte nicht gegen den Hinterkopf, sondern in den Nacken des Mannes.

Ein wuchtiger Aufprall, der zum Glück ausreichte und Prentiss aus dem Konzept brachte.

Er schrie, taumelte, kippte dabei zur Seite weg und schoß dennoch.

Ich sah das blasse Mündungsfeuer genau in dem Augenblick, als ich mit den Kniescheiben den Boden berührte. Das Echo des Abschusses rollte durch die Halle, doch das Projektil wurde mir nicht mehr gefährlich. Irgendwo rechts von mir sirrte es vorbei und hieb dicht unter der elektronischen Anzeigetafel in die Wand.

Sofort jagte ich hoch.

Ich wußte nicht, wie schwer Prentiss getroffen worden war, jedenfalls durfte ich ihm keine Chance geben, ein zweites Mal abzudrücken.

Deshalb war ich schnell.

Er war nicht zu Boden gefallen, sondern zwischen die Tische. Dort lag er rücklings auf einer langen Sitzbank. Sein Waffenarm hing außen an der Bank herab, die Hand sah ich nicht, nur sein Gesicht und das Blut aus der Nackenwunde.

Ein dünner Streifen nur, der über das Holz rann.

Im ersten Augenblick glaubte ich, einen Toten vor mir zu haben.

Als ich nach dem Puls fühlte, atmete ich auf. Nein, der Mann war zum Glück nur bewußtlos.

Ich bückte mich, drehte ihm die Waffe aus der Hand und steckte sie ein. Danach wandte ich mich Liz Brisbane zu.

Sie stand da und hatte die Augen weit geöffnet. Dabei zitterte sie wie Espenlaub, ihre Lippen bebten, sie war unfähig zu sprechen.

Ihre Brille war verrutscht.

Dicht vor ihr blieb ich stehen und legte ihr beide Hände auf die Schulter.

Jetzt schaute sie zu mir hoch. »Ist er tot?«

»Nein, Liz, nur bewußtlos.«

Sie sackte zusammen. Es war die Erleichterung, die sie so hatte reagieren lassen. Zuerst dachte ich, sie würde hinfallen, doch sie fing sich wieder.

Ich blickte über ihren Kopf hinweg, konnte den Eingang sehen und erkannte dort zwei Garderobenfrauen, die den Schuß gehört hatten, nachschauten und sich nicht erklären konnten, was vorgefallen war.

»Gehen Sie!« fuhr ich sie an.

In der leeren Halle wurde meine Stimme laut. Die Frauen zogen sich hastig zurück.

Zum Glück, denn nun war der Saal leer. Es gab keinen einzigen Spieler mehr.

Nur noch Liz und mich.

Wo war sie hergekommen. Was wußte sie?

Ich bedankte mich bei ihr für meine Lebensrettung und hatte das Gefühl, als würde sie gar nicht zuhören. Dann kam ich zum Kern der Sache.

»Sagen Sie, Liz, ich bin nicht allein gekommen. Wissen Sie etwas von meinem Partner?«

»Er wurde entführt«, erwiderte sie leise. »Zusammen mit mir.«

»Was?«

»Ja, Sir, mit mir zusammen.«

Ich ließ ihr die Zeit, mit wenigen Worten zu berichten, was genau vorgefallen war. Darm wußte ich Bescheid.

»Wissen Sie denn, ob sich mein Kollege noch dort aufhält, wo man Sie hingebracht hat?«

»Ja, ich glaube, er ist noch dort.«

»Wo ist es?«

»Warten Sie, ich zeige es Ihnen!«

Plötzlich hatte ich es mehr als eilig. Ich schob die Frau aus der Halle.

Wir erreichten die menschenleere Garderobe.

»Das ist die Tür!« Liz war stehengeblieben und deutete an dem Halbrund der Garderobe vorbei.

Ich schaute hin. »Liegt dahinter der Raum, in dem Sie und Suko…?«

»Nein, erst kommen Sie in einen Gang, Dann sehen Sie die Tür. Und dahinter ist es.«

»Danke.«

»Was geschieht jetzt mit mir?«

»Tun Sie mir einen Gefallen, Liz und verlassen Sie die Halle.«

»Natürlich. Und Sie?«

»Ich komme schon klar«, erwiderte ich und fügte in Gedanken *hoffentlich* hinzu…

***

Fünf Sekunden hatte Suko Zeit!

Eine Spanne, die viel zu kurz war, um etwas unternehmen zu können.

Der Inspektor wußte genau, wie gefährlich diese seltsamen Schnüre

waren, und er tat etwas, das er kaum vor seinem eigenen Gewissen vereinbaren konnte.

Suko zog sich zurück!

Es sah nach einer Flucht aus, vielleicht war es auch eine, aber der Träger des Stabs war der einzige, der sich bewegen konnte, während die anderen innerhalb der Zeitspanne zu Denkmälern erstarrt waren.

Suko kannte die Funktion dieser anderen, ähnlichen Peitschenriemen nicht genau, er hatte nur diese böse Erinnerung daran, und er wollte sich zurückziehen. Es war besser, als seine Peitsche zu opfern.

Die Tür befand sich dicht hinter dem Chinesen. Auf dem Absatz machte er kehrt, fand beim ersten Griff die Klinke und wollte die Tür aufreißen. Sie war verschlossen, und Suko prallte durch den Schwung gegen das Blatt.

In diesem Moment brach selbst für einen Mann wie Suko die Welt zusammen, und der wußte, daß die Falle perfekt war.

Er hatte sich kaum erholt, als ein höhnisches Lachen erklang. »So einfach mache ich es dir nicht, Chinese!«

»Asmodis!« Suko brüllte den Namen, machte wieder kehrt und schaute nach, ob sich der Typ irgendwo zeigte.

Das war nicht der Fall.

Aber die Zeit war um!

Suko nutzte die letzte Sekunde noch, kam von dem Typen weg und jagte in den Hintergrund des Raumes, wo die großen Maschinen aufgebaut waren. Generatoren, die jederzeit die Stromerzeugung sicherten, Luftansauger der Klimaanlage.

Ein Schrei!

Er schrillte durch diese Maschinenhalle und begleitete Suko auf seinem Weg in die Deckung.

Sena hatte den Schrei ausgestoßen, und sie bewegte sich auch als erste.

Dabei war sie sehr flink, hatte vielleicht auch Sukos Schatten gesehen und schaute in seine Richtung. »Wir kriegen dich, du verfluchter Hund!« brüllte sie lautstark.

Suko hockte am Boden. Er schaute um eine Ecke des Generators, und er hatte seine Beretta gezogen. Wenn die anderen ihm keine Chance ließen, würde er sich mit geweihten Silberkugeln zu wehren wissen.

Die vier glitten auseinander.

So boten sie weniger Ziele, und sie tauchten geschickt ein in die Inseln der Finsternis.

Von dort wollten sie agieren!

Sie taten es.

Plötzlich wischten die Riemen durch die Luft. Suko hörte ein seltsames Pfeifen, schaute hoch und sah eine Feuerzunge, die gedankenschnell auf ihn zuleckte.

Sofort zog er sich zurück.
Das schwere Metall der Maschine gab ihm Deckung, aber schon kamen sie von der anderen Seite.
Slick stand da plötzlich.
Er lachte gellend und hatte sich breitbeinig aufgebaut. Seine Blutschnur hielt er in der rechten Hand, bevor er sie wuchtig auf Suko vorschleuderte.
Da schoß der Inspektor.
Er hatte nicht auf die Brust des jungen Mannes gezielt und traf dort, wo er treffen wollte.
Das Bein wurde Slick weggerissen. Er stand plötzlich nur mehr auf dem linken, dann knickte er weg, und die Feuerzunge wischte hoch zur Decke hin.
Sofort änderte Suko seinen Standort. Er hörte Slick schreien. Trotz seiner Verletzung feuerte der andere seine Kumpane an.
Und sie gehorchten.
Suko hörte von mehreren Seiten schnelle Schritte und auch ein Vibrieren.
Er wußte nicht genau, woher es kam. Und als er es sah, war es für ihn zu spät.
Sena hatte einen großen Generator erklettert, stand wie eine rächende grausame Göttin auf ihm, sah Suko unter sich und jagte die Flammenschnur auf ihn zu.
Der Inspektor feuerte und spürte noch im selben Moment den brennenden Schmerz.
Und genau in der Sekunde schien der Raum zu explodieren!

***

Liz Brisbane hatte nicht gelogen. Tatsächlich fand ich hinter der Tür einen Gang, der weiter vorn an einer zweiten Tür endete. Schon als ich die ersten Schritte hinter mich gebracht hatte, vernahm ich die Stimmen.
Suko brüllte den Namen Asmodis, und mir rann es kalt den Rücken hinab. Wahrscheinlich befand sich mein Freund und Partner in höchsten Schwierigkeiten und stand gegen den Teufel.
Ein Schrei!
Zunächst dachte ich an Suko, bis mir einfiel, daß so hoch und schrill nur eine Frau rufen konnte.
Mir fiel Sena ein!
Da war ich schon an der Tür. Meine Hand berührte die Metallklinke, drückte sie nach unten, doch ich bekam die Tür nicht auf.
War sie verschlossen?
Mein Kreuz »meldete« sich.
Ohne mein Zutun strahlte es plötzlich auf und umgab meine Brust

mit einem Kranz.

Der Teufel lauerte in der Nähe. So verstand ich die Reaktion, aber auch anders.

Sollte die Tür etwa nicht auf normale Art und Weise verschlossen sein, sondern auf magische und reagierte das Kreuz aus diesem Grunde so ungewöhnlich stark?

Es kam auf den Versuch an.

Zwei Sekunden später hatte ich die Kette schon über den Kopf gestreift und das Kreuz gegen die Tür gepreßt.

Die Reaktion erfolgte sofort!

Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, in einem Lichttunnel eingehüllt zu sein.

Um mich herum war alles hell und grellweiß. Ich spürte vor mir keinen Widerstand mehr und glaubte, mich inmitten einer Insel aus Magie und Licht zu befinden.

Freie Bahn!

Jetzt hielt mich nichts mehr auf.

Auch die Tür nicht, die ich auf magische Weise durchbrochen hatte.

Ein Phänomen, das einfach nicht zu erklären war.

Es kam mir vor, als hätte ich einen Schub bekommen, und ich taumelte in den Raum.

Es war eine Halle.

Im Rest des zerfließenden Lichts sah ich noch die Umrisse großer Maschinen und erkannte auf ihr eine Gestalt.

Es war das Mädchen Sena. Sie wandte mir ihr Profil zu, hielt eine Schnur in der Hand und schleuderte sie in diesem Augenblick nach unten, wobei diese Schnur zu einer flammenden Peitsche wurde.

Gleichzeitig fiel ein Schuß.

Ich brauchte die Waffe nicht zu sehen, ich erkannte sie am Klang.

Es war eine Beretta, und außer mir hatte nur noch mein Freund Suko solch eine Waffe bei sich.

Demnach mußte er sich an der rückwärtigen Seite der Maschine befinden.

Suko hatte geschossen und getroffen.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus. Es warf noch die Arme hoch, fiel nach hinten und kippte von der Maschine.

Der Aufschlag ging mir durch und durch. Ich hätte mich gern um sie gekümmert, aber ich wußte Suko in Gefahr und vernahm auch hastige Schritte. Schattenhaft sah ich zwei Gestalten. Sie waren ziemlich weit entfernt und tauchten auch hinter die Maschinen, so daß ich sie nicht erkennen konnte.

Sicher wollten sie zu Suko.

Ich wurde schnell. Während des Laufens zog ich die Beretta und hatte die Stelle noch nicht erreicht, als ich bereits die verzweifelten

Schreie vernahm, die in einem Röcheln endeten.

Mir rann es eiskalt den Rücken hinab, denn ich hatte die Stimme erkannt. Sie gehörte Suko.

***

Der Inspektor hatte schießen müssen. Es war ihm keine andere Chance geblieben, um sein Leben zu retten.

Er sah, wie die Kugel traf, und gleichzeitig gelang es ihm nicht mehr, diesem gefährlichen Flammenring auszuweichen. Suko rollte sich noch ein wenig zur Seite, so daß sein Hals nicht direkt getroffen wurde, dafür aber die Schulter.

Sofort war der Schmerz da!

Suko begann zu schreien, wobei er das Gefühl hatte, als würde ihn jemand ausglühen.

Suko wälzte sich auf dem Boden herum, suchte nach einer Chance, umklammerte die Waffe, aber es half ihm nichts.

Die Flamme war stärker. Sie mußte es ja sein, sonst hätten die anderen nicht versucht, sie gegen die Dämonenpeitsche einzusetzen.

Slick lag am Boden. Er hielt sich die Wunde an seinem Bein und hatte das Gesicht verzogen.

Andere kamen.

Schattenhaft sah Suko die beiden Gestalten auftauchen. Mario Melano und Pigeye Benson.

In ihren Augen leuchtete Mord. Und die Instrumente dazu hatten sie.

Die gewaltige Lichtexplosion hatte Suko nur mehr am Rande wahrgenommen, er konnte sich auch keinen Reim darauf machen und glaubte, daß glühende Messer in seine Schulter schnitten und immer tiefer drangen.

Plötzlich waren die beiden letzten da. Weit rissen sie ihre Arme hoch, um Suko den Rest zu geben.

Da peitschte die Stimme auf.

»Weg mit den Dingern!«

Ich hatte den Befehl gebrüllt und hoffte, daß sie so vernünftig waren und gehorchten.

Sie waren es nicht.

Zuviel Einfluß hatte der Teufel bereits über sie gewonnen. Das Wort *aufgeben* existierte für die Diener des Höllenfürsten nicht.

Sie wollten Suko.

Da schoß ich. Zweimal.

Die erste Kugel bekam der junge Mann mit dem Spitznamen Pigeye.

Sie stieß ihn zurück. Das silberne Projektil war in seinen rechten Arm gedrungen.

Plötzlich dachte er nicht mehr daran, seine Peitsche zu benutzen, der Arm wurde kraftlos, und die Flamme erlosch zum Glück.

Der zweite starrte mich an.

Es war der sehnige Typ namens Mario. Für einen Moment sah ich den Speichel vor seinen Lippen. Im Schein der leuchtenden Peitsche wirkte er wie Blut.

Aber ich hatte ihn nicht tödlich verletzt, sondern ihm einen Treffer in die Hand verpassen können. Er schrie plötzlich los, denn aus der Wunde quoll Blut.

Mich kümmerte dieser Satansdiener nicht. Ich mußte meinem Freund Suko helfen.

Dazu nahm ich das Kreuz. Wie schon in der Baracke preßte ich es auf die Stelle der Schulter, und die Kräfte des Kreuzes schafften es, den magischen Brand zu löschen.

Suko reagierte nicht. Er war bewußtlos geworden. Die Wunde, die von der Höllenpeitsche hinterlassen worden war, schloß sich. Wie von heilenden Händen geführt.

»Wir sehen uns wieder!«

Während des Aufstehens hörte ich die kraftvolle Stimme, konnte den Sprecher aber nicht entdecken, obwohl ich wußte, daß es sich bei ihm nur um Asmodis handelte.

Aus dem Unsichtbaren hatte er zu mir gesprochen, und in das Unsichtbare hinein stiegen auch die Reste der Höllenpeitschen.

Sie vergingen.

Nicht einmal Asche rieselte zu Boden.

Ich mußte mich um die Verletzten kümmern. Zuerst schaute ich mir das junge Mädchen an.

Sena lag in gekrümmter Haltung am Boden. Einen Arm ausgestreckt, den anderen angewinkelt.

Ich war bleich, als ich wieder in die Höhe kam, denn ihr konnte niemand mehr helfen. Sie hatte den Ausflug in die Sphären der Schwarzen Magie mit ihrem Leben bezahlt.

Tief atmete ich durch. Froh wollte ich über diesen Sieg nicht werden.

Die drei übrigen Mitglieder der Gruppe waren mehr oder weniger verletzt. Ich telefonierte draußen nach einem Arzt und schaute zu, wie die ersten Polizisten eintrafen, alarmiert von den Garderobefrauen. Die Verletzten wurden notdürftig verbunden und dann abtransportiert.

Mittlerweile war auch Suko aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht.

Er schaute mich fragend an, und ich gab ihm direkt die richtige Antwort.

»Wir haben es überstanden.«

»Und die Gruppe?«

»Ich glaube nicht, daß es Heart and Devil noch einmal geben wird…«

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 315 »Wenn der Totenvogel schreit«